

WILLI BEITZ

Warlam Schalamow
– der Erzähler aus der
Hölle von Kolyma

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V.

Willi Beitz: Warlam Schalamow

WILLI BEITZ

Warlam Schalamow
– der Erzähler aus der
Hölle von Kolyma

Leipziger Universitätsverlag GmbH 2012

Herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://d-nb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Leipziger Universitätsverlag GmbH 2012

Redaktion: Manfred Neuhaus / Klaus Kinner
Satz und Umschlag: Daniel Neuhaus, Leipzig
Druck: docupoint GmbH, Barleben

ISBN 978-3-86583-732-5

INHALT

Vorbemerkung	7
Zur Biographie Warlam Schalamows	11
Die Lager an der Kolyma	17
Der Erzähler Warlam Schalamow	21
Trude Richter – eine deutsche Schriftstellerin an der Kolyma	47
<i>Anhang</i>	51
Texte von Warlam Schalamow (Auszüge)	53
Sentenz. Für Nadeshda Jakowlewna Mandelstam ...	53
Über einen Fehler der schönen Literatur	61
Über Prosa	69
Personenverzeichnis	73
Literaturauswahl	77

VORBEMERKUNG

Der Verfasser gesteht, dass er gewisse Hemmungen empfindet, über Warlam Schalamows Prosa wie über andere Literatur zu reden. Dem liegt zugrunde, dass es sich im Prinzip immer noch um jene Situation handelt, die Bertolt Brecht einst in seinem berühmten Gedicht »An die Nachgeborenen« mit dem emphatischen Satz bezeichnet hat, in den von ihm angesprochenen Zeiten sei ein »Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen«¹. Mit anderen Worten: Man hat ein ungutes Gefühl, wenn man über Schalamows Kolyma-Prosa redet, als ginge es um Schönheit, um Kunstschönheit – wie bei anderer Prosa auch. Die Frage ist also: Wie redet man über einen Autor, der die erlebten Verbrechen seines Jahrhunderts zum Gegenstand seiner Erzählprosa gemacht hat? Zumal dieser Autor bislang von der Leserschaft unseres Landes kaum zur Kenntnis genommen wurde – im Gegensatz zu Alexander Solshenizyn, dem anderen literarischen Zeugen des GULag.

1 Bertolt Brecht: An die Nachgeborenen. In: Gedichte 2. Sammlungen 1938–1956. Berlin, Weimar/ Frankfurt am Main 1988. S. 85 (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Bd. 12).

Während dieser mit Editionen seiner Werke hierzulande (und auch andernorts) reich bedacht wurde, bot die »westliche Rezeption« Schalamows noch bis vor kurzem – wie ein Schweizer Literaturwissenschaftler unlängst äußerte – ein beschämendes Bild: Als man nämlich im Jahre 1967 in einem kleinen Kölner Verlag eine Auswahl seiner Texte herausbrachte, wurde nicht einmal der Name des Autors richtig wiedergegeben: man nannte ihn kurzerhand »Schalanow«. Und eben diese Ausgabe wurde dann weiteren Editionen in Frankreich, Italien zugrunde gelegt.²

Heute ist uns das erzählerische wie auch das essayistische Œuvre Warlam Schalamows dank einer vierbändigen Edition des Verlags Matthes & Seitz, Berlin (mit einem kleinen Ergänzungsband »Über Prosa«), zu der Franziska Thun-Hohenstein und Jörg Drews Nachworte schrieben, in der vorzüglichen deutschen Übersetzung von Gabriele Leupold nahezu vollständig zugänglich.³ An dieser Stelle sei erwähnt, dass der verdienstvolle DDR-Verlag Volk & Welt im Jahre 1990 noch (kurz vor seinem Ende) eine kleine Auswahl von Schalamow-Erzählungen unter dem Titel »Kolyma-Geschichten« in der Übersetzung von Thomas Reschke herausgebracht hat – eine

2 Vgl. Ulrich Schmid: Nicht-Literatur ohne Moral. Warum Varlam Šalamov nicht gelesen wurde. In: Osteuropa. Berlin 57 (2007) 6. S. 87.

3 Die Daten zu den einzelnen Bänden dieser Werkausgabe folgen im Schlussteil dieser Publikation. Bei daraus entnommenen Zitaten werden im folgenden jeweils nur Band und Seitenzahl angeführt.

Tatsache, die heute gern unterschlagen wird, auch in den zahlreichen Beiträgen von Literaturwissenschaftlern, Historikern, Schriftstellern und Übersetzern aus Deutschland, Russland und der Schweiz, welche die Zeitschrift »Osteuropa« im Juni-Heft 2007 zum Thema »Das Lager schreiben – Varlam Šalamov und die Aufarbeitung des Gulag« veröffentlichte. Der eingehenden Beschäftigung mit Persönlichkeit und Werk Schalamows, wie sie hier praktiziert wurde, ging immerhin eine literaturgeschichtliche Einordnung des Autors in einer noch in DDR-Zeiten erarbeiteten Publikation⁴ voraus, in der die während der Perestroika-Jahre gewonnenen neuen Erkenntnisse ihren Niederschlag gefunden hatten.

Der Text der vorliegenden Publikation fußt auf einem Vortrag, den der Verfasser am 6. Dezember 2011 in der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen in Leipzig gehalten hat.

Dem Verlag Matthes & Seitz gebührt Dank für die Erlaubnis zum Abdruck der Textauszüge im Anhang, der Shalamov Society und Tomasz Kizny für die verwendeten Abbildungen.

4 Siehe Willi Beitz: Wiederkehr des Lagerthemas: Schalamow, Dombrowski. In: Vom Tauwetter zur Perestroika. Russische Literatur zwischen den fünfziger und neunziger Jahren. Hrsg. von Willi Beitz. Bern [u. a.] 1994. S. 355–359.

ZUR BIOGRAPHIE WARLAM SCHALAMOWS⁵

Warlam Schalamow wurde am 5. (18.) Juni 1907 in der nordrussischen Stadt Wologda als Sohn eines orthodoxen Geistlichen und als jüngster von fünf Geschwistern geboren. In jüngerer Vergangenheit kam die Region um Wologda eigentlich durch Autoren der sogenannten Dorfprosa ins Gespräch, die ihre Geschichten (Wassili Below) oder Gedichte (Nikolai Rubzow) in der Landschaft ihrer Herkunft ansiedelten und ländliche Tradition gegen ruinöse moderne Entwicklungen zur Geltung brachten. Demgegenüber schlug der junge Schalamow, der sich der regulierenden Hand des Vaters widersetzte, durch den Gang nach Moskau (1924) und durch das ebendort absolvierte Jurastudium einen Weg ein, der ihn bald mit der Kunstwelt der Moderne in Berührung brachte. Obwohl er zu vielem in der zeitgenössischen Dichtung auf Distanz ging, sagt er in seinen Notizen unumwunden: »Ich halte mich auch für einen Erben, aber nicht der humanen russischen Litera-

5 Siehe dazu auch die offizielle Website über das Leben und Werk von Warlam Schalamow: www.shalamov.ru; die Website der Shalamov Society: www.langlab.wayne.edu/slavicprogram/shalamov und der Oblast Wologda: www.cultinfo.ru/shalamov.

tur des 19. Jahrhunderts, sondern der Moderne vom Jahrhundertbeginn. Überprüfung am Klang. Vielschichtigkeit und Symbolik.«⁶ Unangepasst und aufsässig gegen Zwänge zeigte er sich auch in der Politik. Auf einer Demonstration zum 10. Jahrestag der Oktoberrevolution trug er ein Transparent: »Nieder mit Stalin«. Und wegen der Verbreitung von Lenins sogen. Testament kam es am 19. Februar 1929 zu seiner ersten Verhaftung, der eine erste dreijährige Lagerzeit (1929/31) in Wischera (Ural) folgte. 1934 Rückkehr nach Moskau, Heirat mit Galina Guds, Tätigkeit als Journalist. Der Große Terror 1937 ging auch an ihm nicht vorbei, brachte ihm diesmal, unter der gefährlichen Beschuldigung trotzkistischer Tätigkeit, zunächst fünf Jahre Zwangsarbeit ein – nunmehr in verschiedenen Lagern an der Kolyma. Und wie von selbst »ergaben sich« weitere Verlängerungen der Haftzeit (im Juni 1943 fand man Schalamow antisowjetischer Propaganda schuldig, weil er den großen Realisten Iwan Bunin einen »russischen Klassiker« genannt habe) – zunächst bis Kriegsende, dann nochmals bis Oktober 1951, was wiederum noch immer nicht die Heimkehr nach Moskau bedeutete, sondern, dank der zwischendurch ermöglichten Ausbildung als Arzt Helfer, eine Tätigkeit im Zentralen Lagerkrankenhaus. Als er

6 Warlam Schalamow: Über Prosa. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Franziska Thun-Hohenstein. Mit einem Nachwort von Jörg Drews. Berlin 2009. S. 113.

322

Маламов Верам Тихонович

60

Автобиография

Я родился в городе Вологде в семье там. Детство и юность. окончил там школу в августе 1923 году, в 1924 году переехал в Москву.

В юности я работал в типографии и окончил работу как корректор и редакционер работавший в редакции своих журн. ("Мастер, передохавший от работы" - о Милутике) и газетной "Хрустале". Кр. редактор в 1924, (№ 8)

Первую статью написал в журнале "Наука и Жизнь" в 1934 году (№ 12)

Справил журнал "Хрусталь" - 6 выпусков

Первый рассказ "Три смерти Доктора Акулины" напечатан в журнале "Октябрь" № 1 (1936)

Газеты и рассказы в журнале "Хрусталь"

Огонек (под псевдонимом Колымова)

Малышевский разговорный с юмором

Рассказы (из ред. А. М. Горького)

"Вокруг света" (из ред. Катануши) и др. изд. Моск. издательств.

Autobiografie, Moskau 17. März [1977]. Erste Seite der Handschrift

В 1937 году 12 января я был незаконно
репрессирован и заключен в местной
заключении - в Кохыме (с 1953 год
а после войны - в Калининской
области).

В 1956 году я был полностью
реабилитирован и вернулся в Москву.

Снова работая как литератор, я
напечатал ряд статей и очерков
и замесов журнале "Москва и
Уругвай" ^{и другие издания}.

Стихотворения мои "Работа бушманов над
переводом" "История о Тинисаде"
"Календарь" "История в Виргосе"
Литература в 1963 г. (№1)

Поэзия моя рассказ Стихирик

оуфликори и угражом. Селкка
молдехе - 1965 г. (№3)

Мемар-очере. Студент муса Залу

(ДХАМЛЕ) оуфикори и
юкоубо - 1967 г.

Этихи реукуто с 1957 г. в
в ркунт хурунт и далахой
Москва

im November 1953 endlich in das europäische Russland zurückkehren konnte, war ihm nur ein zweitägiger Aufenthalt in Moskau erlaubt. Diesen nutzte er, um Boris Pasternak aufzusuchen, mit dem er bereits während der letzten Jahre seiner Lagerzeit im Briefwechsel gestanden hatte. In einem der Briefe (vom 24. Dezember 1952) hatte Schalamow den Wunsch geäußert, Pasternak für »all das Gute, Reine und Direkte« in dessen Gedichten zu danken, das ihm »über viele Jahre hinweg den Weg erhellt« habe.⁷

Es hat wohl mit den ungeheuren psychischen Belastungen von Schalamows Haft- und Lagerzeiten zu tun, wenn seine Beziehungen zu Frauen, in zwei Fällen eine Ehe, zerbrachen oder sich schwierig gestalteten. Lediglich Irina Sirotinskaja konnte ihm als späte Geliebte in den Jahren nach dem GULag zur Seite stehen und sich um die Sicherung seiner literarischen Hinterlassenschaft verdient machen.

Die Herausgeberin der deutschen Werkausgabe schreibt: »Aus den Erinnerungen derer, die Schalamow kannten, entsteht das Bild eines kraftvollen, zielstrebigem, aber auch sehr schwierigen Menschen voller Widersprüche. Erschwert wurde seine Lebenssituation durch zunehmende gesundheitliche Probleme. Bereits in der Kindheit hatte er Gleichgewichtsprobleme, die jedoch seinerzeit nicht als Ménièresche Krankheit erkannt wurden. Nach der langen Haftzeit in der

7 Ebenda. S. 42.

Kolyma, der Kälte und den Schlägen hatten sich die Symptome (Drehschwindel, einseitiger Hörverlust, Ohrensausen) verschlimmert. [...] Einer der letzten Besucher vermerkt später, Schalamow habe Züge eines »ewigen KZ-Häftlings« bekommen.«⁸ Schalamow starb am 17. Januar 1982 in einer Moskauer Nervenheilanstalt. An seinem Grab auf dem Moskauer Friedhof in Kunzewo wurde eine Stele errichtet – mit einer Porträtskulptur, die sein Freund und Lagergefährte Fedot Sutschkow geschaffen hatte.

⁸ Franziska Thun-Hohenstein: Warlam Schalamows radikale Prosa. In: Warlam Schalamow: Durch den Schnee. Erzählungen aus Kolyma I. 4. Aufl. Berlin 2007. S. 310f.

DIE LAGER AN DER KOLYMA

Warlam Schalamow musste 17 Jahre seines Lebens an der Kolyma verbringen, fast alle als Häftling in den hier vom Stalin-Regime errichteten Lagern. Diese Lager, in der gänzlich unwirtlichen nordostsibirischen Zone mit Winterfrösten bis unter minus 50 Grad Celsius gelegen, bildeten eine Welt des Leidens und des Grauens. Doch sie sind in die sowjetische Realgeschichte eingefügt, entspringen dem ökonomischen Kalkül und dem Vernichtungswillen des Regimes. Dazu hier einige Daten und Zahlen.⁹

Die Lager-Region an der Kolyma nahm 1941 ein Zehntel, 1951 gar ein Siebentel des Staatsgebiets der UdSSR ein. Die Ausbeutung der Häftlinge als billige Arbeitskräfte betrieb hier das staatliche Baukombinat Dal'stroj, das durch Beschluss des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei vom 11. November 1931 gegründet worden war und vor allem die Ausbeutung der beachtlichen Gold- und Zinnvorkommen in großem Maßstab betreiben sollte. Da die Gewinnung von Arbeitskräften Schwierigkeiten bereitete, wurde schon 1929 die

⁹ Wir stützen uns auf den Artikel von Ivan Panikarov: Kolyma. Daten und Fakten. In: Osteuropa. Berlin 57 (2007) 6. S. 267–283.

»Konzentrierung vieler Tausender von Häftlingen«¹⁰ ins Auge gefasst. Den entsprechenden Schub erbrachten dann die Jahre des Terrors 1937/38 und erneut 1939, als Zehntausende (häufig zu Schiff, über den Hafen von Magadan) eingeschleust und als billige Arbeitssklaven ausgebeutet wurden. Der Terror bewirkte die Verschärfung der Haftbedingungen, beispielsweise die Verlängerung der Arbeitszeit von zehn auf 16 Stunden. Panikarov zitiert den Historiker Aleksandr Kozlov, dessen Recherchen zu dem Ergebnis führten, dass von 1931 bis zur Mitte der 1950er Jahre etwa 870 000 Menschen in den Lagern an der Kolyma inhaftiert waren, von denen etwa 130 000 durch verschiedene Umstände ums Leben kamen. Mindestens 11 000 Häftlinge seien erschossen worden.¹¹

Gab es eine Chance, durch Flucht dem Lagerschicksal zu entkommen? Wladislaw Hedeler, bekannt durch seine Arbeiten über den Stalinschen Terror und seine Opfer, hat sich unter anderem diesem Thema (»Widerstand im Gulag«) im Schalamow-Heft der Zeitschrift »Osteuropa« gewidmet. Die von ihm in den Text eingefügte Statistik über Fluchten zwischen 1931 (239) und 1959 (26), mit dem Höhepunkt des Jahres 1937 (3264) sagt darüber nichts aus. Dafür kann man in Schalamows Erzählung »Der grüne Staatsanwalt« nach-

10 Zit. nach ebenda. S. 269.

11 Ebenda. S. 283.

lesen, wie aussichtslos Fluchtversuche waren, und wie jemand, der bis in die Ukraine gelangte, am Ende doch noch seinen Häschern in die Hände fiel.

Eine Karte, die eine Übersicht über die Lage der einzelnen Lager an der Kolyma bietet, widerspricht der Vorstellung, die sich zwangsläufig bei der Bezeichnung »an der Kolyma« einstellt: die Lager (man zählt auf der Karte mehr als 200!) sind zum größten Teil nicht *längs* des in die Ostsibirische See mündenden Kolyma-Stroms angelegt, sondern *quer* dazu, entlang einiger langgestreckter Gebirgszüge, die das kostbare Erz bargen, und sie zeigen sich hier dicht an dicht, in bedrohlicher Fülle. Und erst die Namen! Sie klingen oft, als seien sie von freien Menschen mit Pioniergeist, mit den Idolen der sowjetischen Frühzeit angelegt worden: »Aurora«, »Held«, »Gardist«, »Komsomolze«, »Oktober«, »Partisan«, »Pionier«, »Falke«, »Stachanowarbeiter«. Oder sie tragen die Namen von Budjonny, Tschapajew, Frunse, Gorki, Kalinin. Das alles erweist sich aus der Sicht der Nachgeborenen als blanker Hohn.

Was Schalamow anbelangt, so ist er während seines langen Lagerdaseins an vielen Orten der Unfreiheit gewesen: Seine ersten Haftjahre 1929/31 musste er im Nordural in Wischera verbringen. 1937 brachte man ihn nach der Schiffsankunft in Magadan ins Goldbergwerk »Partisan«, später ins Gefängnis von Magadan, 1940 in das Lager am »Schwarzen See«, danach nach Arkagala, 1942/42 ins Sträflingsbergwerk

36
Форма № 30


**Военная Коллегия
Верховного Суда
Союза ССР**

СПРАВКА

18 августа 1956 г.
№ 4Н-04762/56
Москва, ул. Воронского, д. 13.

Дело по обвинению ШАЛАМОВА Варлама Тихоновича пересмотрено Военной Коллегией Верховного Суда СССР 18 июля 1956 года.
Приговор военного трибунала войск НКВД при Дальстрое от 23 июня 1943 года и постановление Особого Совещания при НКВД СССР от 2 июня 1937 года по вновь открывшимся обстоятельствам отменены и дело за отсутствием состава преступления прекращено.


ПРЕДСЕДАТЕЛЬСТВУЮЩИЙ СУДЕБНОГО СОСТАВА
ВОЕННОЙ КОЛЛЕГИИ ВЕРХОВНОГО СУДА СССР
ПОЛКОВНИК ЮСТИЦИИ
А. Костромин /А. КОСТРОМИН/

p. a.

Rehabilitierungsurkunde des Militärkollegiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 18. August 1956

Dshelgala, 1942 nach Jagodnoje. Wegen Erkrankung wurde er 1943 in »Belitschja« eingeliefert, war danach 1943/44 in »Spokojnyj«, 1945 nochmals in Jagodnoje und »Belitschja«, später im Lager zur »Diamantenquelle«. 1945/51 erwarteten ihn erneut Dshelgala, Sussuman und ein Lager am Fluß Duskanja. Dann gelang ihm endlich die Aufnahme in den Kurs für Arzthelfer, und nun konnte er eine entsprechende Tätigkeit im Zentralen Lagerkrankenhaus im »Uferlager« aufnehmen. Auch nach seiner Freilassung blieb er bis August 1953 als Arzthelfer in Kjubjuma.

DER ERZÄHLER WARLAM SCHALAMOW

Es wird von vielen bezeugt, dass der Zugang zu Schalamows Erzählprosa nicht ganz einfach ist. Ehe wir uns auf die Erörterung dieser Problematik einlassen, sei gefragt, ob es einen Text gibt, den man zur Einstimmung in die Schalamowsche Erzählwelt nehmen könnte. Es gibt ihn – aber er steht bezeichnenderweise (dem Willen des Autors entsprechend!) im Band 1 der Gesammelten Werke an 17. Stelle. Das bezeugt bereits: dieser Autor ist kein *Verkünder* (wie Solshenizyn), er versteckt das Richtungweisende eher irgendwo im Gewirr seiner zahlreichen Texte. Und auch der Titel verrät nichts: »Der tatarische Mullah und die frische Luft«. Was läuft da ab?

Der im Titel erwähnte Mullah gehört zu den vielen Häftlingen, die in einem Untersuchungsgefängnis – offenbar handelt es sich um die Moskauer Butyrka – bei unerträglicher Sommerhitze und eng zusammengepfercht auf ihren Abtransport gen Sibirien warten. Sie alle beherrscht die Erwartung von freier Natur und erfrischender Kühle. Doch der Titelheld scheint die frohe Erwartung nicht zu teilen: er wusste – so heißt es – »was die *frische Luft* bedeutet« und wie es um die Lebenserwartung im Lager bestellt ist.

An dieser Stelle fügt der Autor einen ersten kommentierenden Textabschnitt ein. Er reflektiert über die immerhin gar nicht so geringe Lebenserwartung, die einst russische Volkstümmler wie Vera Figner, Nikolaj Morosow nach der Entlassung aus der Festungshaft in Schlüsselburg noch hatten, und stellt dies den Auswirkungen von Kolyma gegenüber: »Um einen gesunden jungen Mann, der seine Karriere in der Goldgrube an der frischen Winterluft beginnt, in einen *dochodjaga* zu verwandeln [d. h. in einen Menschen, dessen physische Auszehrung ein Stadium erreicht hat, dass er dem Tod näher ist als dem Leben: im faschistischen KZ bezeichnete man so einen als *Muselmann*], braucht es im Lager zumindest zwanzig bis dreißig Tage bei sechzehnstündigem Arbeitstag, ohne Ruhetage, bei systematischem Hungern und zerrissener Kleidung und Unterbringung im löchrigen Planenzelt bei sechzig Grad Frost, mit Prügeln von Vorarbeitern, den Ältesten, die Ganoven sind, und den Begleitposten. [...] Von den Brigaden, die die Goldsaison eröffnen und die Namen ihrer Brigadiere tragen, bleibt am Ende der Saison kein einziger Mensch mehr übrig von denen, die die Saison eröffnet haben, mit Ausnahme des Brigadiers selbst, des Barackendienstes der Brigade und noch irgendeines der persönlichen Freunde des Brigadiers. [...] Unaufhörlich wirft die Goldgrube ihre Produktionsabfälle in die Krankenhäuser, in die sogenannten Genesungskommandos, in die Invalidensiedlungen und in die Massengräber aus.« (I, 133f.) Hier

haben wir nun das, was über KOLYMA gesagt werden musste – darüber also, was die Häftlinge nach einer langen Reise gen Osten und Norden erwartet, und wie wenig es mit dem, was Zuchthäusler in der Zarenzeit erdulden mussten, vergleichbar ist. Schalamows Prosa zeigt schon hier eines ihrer auffälligsten Merkmale: ein konzentrierter und poetisch eher karger Erzählstil geht häufig in polemische Passagen über, die über Zeit und Ort hinausführen. In der hier vorgestellten Erzählung wird die Erörterung der Überlebens- (ja, eigentlich der Sterbens)bedingungen an der Kolyma bis zum Ende des Textes fortgesetzt, immer wieder unter Bezugnahme auf die erwartete »frische Luft«. Und im letzten Absatz kommt plötzlich Dostojewski ins Bild (gemeint sind die »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus«, auf die sich Schalamow in seinen Werken noch des öfteren beziehen wird): es sei müßig, mit dem großen Romancier »über die Vorzüge der ›Arbeit‹ in der *katorga* gegenüber dem Müßiggang im Gefängnis« zu polemisieren. »Dostojewskis Zeit war eine andere, und die *katorga* hatte damals jene Höhen noch nicht erreicht, von denen hier berichtet wird.« (1, 141) Das sind schon sarkastische Töne – und damit ist in etwa die Position markiert, die Schalamow in seinen Erzählungen einzunehmen gedenkt.

Die Bände 1 bis 4 der zitierten Schalamow-Edition enthalten 140 Erzählungen, außerdem essayistische Texte. Aus dieser Fülle wollen wir hier einige markante Werke herausgrei-

fen, um anzudeuten, wie der Autor aus dem angedeuteten Stoff seine epische Welt entwirft.

Nur sechs Druckseiten nimmt die Erzählung »Das Aortenaneurysma« im zweiten Band ein. Dargestellt werden wenige Momente aus dem kurzen Leben einer jungen hübschen Frau aus der Westukraine, Katja mit Namen, bei der eine lebensgefährliche Gefäßkrankheit entdeckt wird, Ursache ihres frühen Todes. Das heißt, wir erleben eigentlich nur das Gewese und Gerede um ihre Person unter den Privilegierten im Umfeld des Lagers – dem diensthabenden Arzt (der die Untersuchung Katjas für eine erotische Annäherung zu nutzen sucht und wenig später die tödliche Diagnose stellt), dem Krankenhaus-Chef, der gegenüber dem Parteiorganisator die Diagnose als Fälschung darstellt und für die Abschiebung Katjas ins Frauenstrafbergwerk plädiert, sie jedoch zuvor als kunstfertige Stickerin für einen Auftrag seiner Ehefrau einspannen will. Dann die einzige Szene, in der Katja in Erscheinung tritt: Sie besteigt den zum Abtransport bereitstehenden Lastwagen, kann gerade noch ihrem Geliebten zuwinken, den sie in einer sogenannten Kulturbrigade (die gab es wirklich an der Kolyma!) getroffen hat, im gleichen Moment, so heißt es, spürt sie brennende Hitze in ihrer Brust und bricht zusammen. Der Tod hat sie ereilt. Ein kurzes Leben, in wenigen Episoden erzählt, ein Mensch, der nur als Objekt behandelt, ausgenutzt, herumgestoßen wurde. Dies reicht nicht, um von einem Charakterbild zu sprechen, doch die Tragik dieses

Menschenlebens leuchtet auf. Der hier angewandten Erzählweise, lakonisch, scharf konturierend und kritisch pointierend, wird man in vielen Texten Schalamows wiederbegeggenen.

Vielleicht fällt manchem bei diesem Beispiel die nüchterne Titelgebung auf: bezeichnet wird das Ergebnis einer medizinischen Diagnose. Ebenso radikal versachlicht, banal und sozusagen »unpoetisch« sind die Titel vieler anderer Erzählungen: »Das Paket« – »Marschverpflegung« – »Der Injektor« – »Beeren« – »Kondensmilch« – »Die Krawatte« – »Ein Stück Fleisch«. Keine Spur von raunender Bedeutsamkeit oder Mehrdeutigkeit. Und dennoch besteht zwischen Titeln und Text eine enge Beziehung: denn in der Verdammnis der Lagerwelt hängt an so banalen Dingen wie einer Büchse Kondensmilch, ein paar in der Taiga gepflückten Beeren womöglich das Überleben eines Häftlings.

Nehmen wir eine dieser Erzählungen, »Marschverpflegung« (russisch »Suchim pajkom«) als Beispiel. In seiner absoluten Neutralität ist dieser Titel optimal gewählt, denn was geschildert wird, widersetzt sich allen geläufigen Vergleichen. Die Akteure sind, außer dem Autor-Erzähler: Fedja Schtschapow, ein Dorfjunge aus dem Altai, ferner Saweljew, ein ehemaliger Moskauer Student, sowie der Bestarbeiter Iwan Iwanowitsch. Diese ungleichen Vier, mit den unmöglichsten Anschuldigungen ins Lager verbracht – sie werden nun mit einem Sonderauftrag weit weg in die Waldtaiga geschickt:

Bäume fällen, riesige Lärchen, damit eine Schneise entsteht. Das klingt nach ABENTEUER, lockender FREIHEIT – und es könnte unter anderen Bedingungen in der Tat ein Unternehmen sein, das Menschen verbindet. Doch das LAGER hat die Vier schon so geprägt, dass es sie überallhin verfolgt. Was uns auch immer über die Lebenskünste der Vier berichtet wird – sei es die Art, den viel zu schmalen Proviant über eine längere Zeitdauer zu strecken, oder sei es die Raffinesse, mit der sie der Läuseplage mit Hilfe von Frost und Feuer Herr zu werden versuchen: es klingt wie ein Hohn auf jegliche Taigaromantik. Und nebenbei liefert der Vorgang dem Erzähler wiederum Stoff für literarische Polemik. Zitat: »Freundschaft entsteht weder in der Not noch im Unglück. Jene ›schwierigen‹ Lebensverhältnisse, die, wie uns die Märchen der schönen Literatur erzählen, unbedingte Voraussetzung für das Entstehen von Freundschaft sind, sind einfach zu wenig schwierig.« Und weiter heißt es: »Als wir zu viert an der Duskanjaquelle zusammenkamen, wußten wir alle, wir sind hier nicht als Freunde zusammengekommen; wir wußten, wenn wir überleben, werden wir einander ungern wiedersehen. [...] Gutes gab es nicht an der Duskanjaquelle, nicht in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit, für keinen von uns. *Wir waren vom Norden für immer vergiftet*«. (1, 67f. – kursiv W. B.) Und wie zur Bestätigung dieser düsteren Diagnose nimmt sich nach der Rückkehr ins Lager Iwan Iwanowitsch, der einstige Bestarbeiter, der nicht ertrug, dass

ihn im Lager alle schlugen, das Leben. Danach greift der Student Saweljew zur Axt und hackt sich vier Finger der linken Hand ab – aus Erschütterung über den Freitod seines Leidensgefährten oder einfach so? Den tragischen Ereignissen fügt der Autor wiederum eine Erörterung an, die über den Rahmen des Dargestellten hinausführt. Da ist zu lesen: »... wir hungerten schon lange. Alle menschlichen Gefühle und Regungen – Liebe, Freundschaft, Neid, Menschenfreundlichkeit, Barmherzigkeit, Ruhmsucht, Ehrlichkeit – hatten uns verlassen mit dem Fleisch, das wir während des anhaltenden Hungers verloren hatten. In der geringen Muskelschicht, die wir noch auf den Knochen hatten [...] hatte nur Erbitterung Platz – das langlebigste menschliche Gefühl.« (I, 53f.) Im russischen Originaltext steht an der betreffenden Stelle das Wort »zloba«, und dem entspricht im Deutschen eigentlich »Groll«. Wie dem auch sei – es ist ein tiefsitzendes, unauslöschliches Gefühl einer unverdienten großen *Kränkung*, und es wirkt lähmend, drückt den Menschen nieder.

In mehreren in der Zeitschrift »Osteuropa« veröffentlichten Beiträgen wurde herausgearbeitet, dass sich Schalamows Prosa in einer Sphäre *jenseits* der Politik bewegt. Die politischen Verhältnisse und Vorgänge in der erlebten Gegenwart des Autors, also der Stalin-Zeit, werden überhaupt nicht thematisiert. Ulrich Schmid schreibt: »Er hatte kein Auge für

politische Fahrpläne oder internationale Verbindungen.«¹² Klaus Städtke definiert das von Schalamow entworfene Bild des Lagers schlechthin als »Anti-Welt, das Reich des Bösen schlechthin«¹³. Und er kann sich auf die Aussage des Autors stützen: »Das Lagerthema, weit gefasst, prinzipiell betrachtet – ist die größte, die Kernfrage unserer Epoche. Ist denn die Vernichtung des Menschen mithilfe des Staates nicht die Kernfrage unserer Zeit, unserer Moral [...]?«¹⁴ In der Tat: die Politik und ihre Akteure sind in der Kolyma-Prosa Schalamows kein Thema. Stalin und sein Regime, die diversen politischen Kampagnen und ihre Opfer – sie liegen außerhalb des Interessenkreises dieses Autors. Ihn beschäftigt eigentlich nur *ein* Aspekt dieser Vorgänge: die ungeheure Macht und die Gewalt, die (letztlich) von der Politik, ihren Institutionen und Akteuren im 20. Jahrhundert ausgehen. Sein Thema ist: wie der Einzelne von den Mächten des modernen Staates bedroht und vernichtet wird. Sein Interesse ist auf die *menschliche Grundsituation* unter diesen Verhältnissen gerichtet. Er spricht von »neuen psychologischen Gesetzmäßigkeiten im menschlichen Verhalten«, von »Menschen unter neuen Be-

12 Ulrich Schmid: Nicht-Literatur ohne Moral. Warum Varlam Šalamov nicht gelesen wurde. In: Osteuropa. Berlin 57 (2007) 6. S. 90.

13 Klaus Städtke: Sturz der Idole Ende des Humanismus? Ebenda. S. 147.

14 Warlam Schalamow: Über Prosa. S. 30.

dingungen«, und er fragt: »Bleiben sie Menschen?«¹⁵ Seine Weltanschauung bekommt von daher – wie von der Literaturwissenschaft angemerkt wurde¹⁶ – einen *existentialistischen Zug*.

In manchen seiner Erzählungen ist der Fokus auf Personen gerichtet, die kraft ihrer Bildung, ihrer früheren Position einen bestimmten Fundus, eine kulturelle Schutzschicht gegen die Barbarei des Lagers mitbringen müssten. Das sind solche Fälle, wie sie in den Erzählungen »Künstler der Schaufel« oder »Ingenieur Kisseljow« geschildert werden. Da begegnen uns in untergeordneter Machtposition wie der eines Brigadiers Personen, von denen man, wenn man ihre Herkunft bedenkt, eigentlich nichts Unmenschliches erwarten dürfte. In der Erzählung »Künstler der Schaufel« ist es ein gewisser Kostotschkin – Sohn eines (inzwischen vom Stalin-Regime gemäßregelten und danach getöteten) hohen Parteifunktionsnären aus dem fernöstlichen Charbin, ein junger Mann mit Hochschulbildung, dem der Vater »den Glauben an die Unfehlbarkeit des NKWD« (3, 67) anerzogen hatte, der nun jedoch als Sohn eines Gemäßregelten gleichfalls büßen muss und daher wohl kaum über die herausgehobene Position eines Brigadiers hinauskommt. Was sich vor unseren Augen abspielt, ist die banale Geschichte einer Geld-Prämie. Ein Häft-

15 Ebenda. S. 24.

16 Vgl. Klaus Städtke: Sturz der Idole – Ende des Humanismus. S. 153.

ling namens Krist (eine Art autobiographischer Figur) hat die Prämie für gute Arbeit, für sein Geschick im Umgang mit der Schaufel bekommen, und besagter Kostotschkin will sie ihm abjagen. Das gelingt ihm – mit Hilfe eines miesen Lakaien namens Oska (übrigens einst Geschichtslehrer in Odessa!). Die Erzählung endet mit widerlichen Szenen, in denen der betrunkene Kostotschkin in der Baracke herumbrüllt und etwas von bösen »Trotzkisten« und »Faschisten« faselt, während von draußen schon die Abrechnung mit einem noch Mächtigeren naht. Der Ekel über diese Art von Lager-Karrieristen wird in der zweiten der genannten Erzählungen noch deutlicher thematisiert. Kisseljow ist nicht als Häftling, sondern nach dem Hochschulstudium als Praktikant ins Lager gekommen. Es heißt, er sei einer der wenigen Natschalniks, »die Puschkin, Lermontow, Nekrassow gelesen hatten« (3, 98). Doch zugleich wird gesagt, gerade dieser musisch gebildete Mann »überbot mit seinen Schlächtereien sämtliche Schächter. Kisseljow prügelte persönlich Häftlinge und war seinen Vorarbeitern, Brigadieren und Begleitposten darin ein Vorbild. Nach der Arbeit fand Kisseljow keine Ruhe – er lief von Baracke zu Baracke und suchte nach einem Menschen, den er ungestraft beleidigen, schlagen, prügeln konnte. Eine dunkle sadistische Mordlust lebte in Kisseljows Seele und fand in der Eigenmächtigkeit und Willkür des Hohen Nordens zu Ausdruck, Entwicklung und Wachstum.« Es habe ihm nicht genügt, seine Opfer einfach umzuhauen – nein: »um-

hauen und treten, den Halbtoten mit den beschlagenen Stiefeln treten. So mancher Häftling hat in seinem Gesicht die Eisen von Kisseljows Stiefelsohlen und Absätzen gesehen.« (3, 98f.)

Zurück zu den Eigenschaften von Schalamows Prosa. Wir hatten schon angemerkt, dass sich in seinen Erzählungen die Darstellung einer Hauptperson, selbst einer solchen mit tragischem Geschick, nicht zu einem einprägsamen oder gar »erbaulichen« Charakterbild runden will. Das ist kein aus Unvermögen oder nebenher sich ergebender Mangel, vielmehr liegt dies in der Absicht des Autors. In dem zitierten Essay »Über Prosa« heißt es sogar, die »Frage nach dem ›Charakter in Entwicklung‹ etc. zu stellen«, sei nicht nur »altmodisch«, sondern »unnötig und folglich schädlich«¹⁷. Das Lager bringt nach Auffassung Schalamows keine Helden oder Märtyrer hervor, weil es den Einzelnen zermalmt und zerreibt, wenn nicht gar vor der Zeit chancenlos vernichtet. Gefragt ist in seinen Geschichten weniger moralische Standfestigkeit als die Fähigkeit, in jäh wechselnden Situationen auf tödliche Bedrohungen und überraschende Attacken aus dem Hinterhalt momentan und möglichst überlegt zu reagieren. Der Autor spricht von einem »Lotterie«-Spiel ums Überleben. Seine Erzählungen handeln davon, wie die Protagonisten entweder bestehen oder untergehen. Dies spiegelt sich auch in den Ti-

17 Warlam Schalamow: Über Prosa. S. 10.

teln verschiedener Erzählungen wider. Sie klingen niemals heroisierend, eher wie Abklatsch von Trivalliteratur oder Abenteuergeschichten: »Der Schlangenbeschwörer« – »Der Nachkomme des Dekabristen« – »Die Liebe des Kapitäns Tolley« – »Der Weismannianer« – »Der grüne Staatsanwalt«. Und was geschieht in einer solchen Geschichte? Wir wollen es am Beispiel des »Schlangenbeschwörers« überprüfen. Bei der Lektüre erweist sich bald, dass der Titel nicht wörtlich, sondern gleichnishaft zu nehmen ist – dahinter stecken die seltsamen Dienste, die die Hauptperson der Erzählung Nacht für Nacht für die in seiner Baracke untergebrachten Kriminellen leisten muss, um ihre latente Gewaltbereitschaft niederzuhalten. Er hat sich verpflichtet, ihnen in Fortsetzungen einen von literarischen Vorbildern abgekupferten Schauerroman aus dem Petersburg des 19. Jahrhunderts zu erzählen – wie es vor ihm ein inzwischen verstorbener anderer Häftling getan hatte. Schalamow gibt der ganzen Geschichte noch einen zusätzlichen Kick, indem er dem diensthabenden Erzähler den Namen des großen russischen Schriftstellers Andrej Platonow verleiht. So erleben wir ein mehrfach verquicktes Spiel von Fiktion und grausamer Wirklichkeit.

Im dritten Teil seiner »Erzählungen aus Kolyma« scheint der Autor dem Ganzen eine Wendung geben zu wollen, indem er der alles nivellierenden und in den Schmutz ziehenden Wirkung der Lagerwelt die Erinnerung an respektable Leidensgefährten entgegenstellt – mit markanten Episoden, die

deren Persönlichkeit, Leben und Sterben kennzeichnen. Dies geschieht zum Beispiel in einem Text unter dem Titel »Die Grabrede«, der uns an zweiter Stelle dieser Werkreihe begegnet. Allerdings hält das nicht lange vor, denn bald schlägt erneut Bitterkeit durch – über die Pervertierung von allem, was Sinn und Wert haben sollte. Die Welt steht auf dem Kopf. Dazu passt, was der Erzähler über das GEFÄNGNIS als Gegensatz zum LAGER zu sagen hat: »Das Gefängnis ist etwas anderes. *Das Gefängnis ist Freiheit*. Es ist der einzige Ort, den ich kenne, wo die Menschen ohne Angst alles aussprachen, was sie dachten. Wo sie sich innerlich erholten.« (3, 28 – Hervorhebung von mir, W. B.) Gemeint ist: Im Moskauer Gefängnis – wie es der Autor in der Butyrka erlebte – herrschen einfache Regeln, sind die Fronten klar, die Unterscheidung zwischen Freund und Feind noch möglich, während sich in der Hölle des Lagers alles vermengt.

Die neue deutsche Werkausgabe folgt auch im umfangreichen dritten Band in der Abfolge der Erzählungen mit Sorgfalt den Intentionen des Verfassers – damit nicht der Chronologie der Entstehungszeit. An einer Stelle placiert Schalamow beispielsweise zwei Erzählungen dicht beieinander, von denen die eine (»Der Lehrgang«) 1960, die andere (»Der Weismannianer«) 1964 entstanden ist, und er fügt gut sichtbar ein Bindeglied zwischen sie ein – nämlich eine hier wie dort berichtete Episode, wie ein Bär die Aufzeichnungen des Autors zerbiß und zerfledderte. Zwischen beide Texte ist je-

doch ein dritter vom Jahre 1964 (Titel: »Der erste Tschekist«) eingefügt, der im Unterschied zu den beiden anderen nicht an der Kolyma, sondern noch in der Moskauer Butyrka spielt und bestenfalls vom Titel her (die geläufige Bezeichnung einer Person) etwas mit der nachfolgenden zu tun zu haben scheint. So subtil sind bei Schalamow die Beziehungen zwischen einzelnen Texten, und es bedarf eines entsprechenden Feinschliffs des Analyseinstrumentariums, um diesen Beziehungen auf die Spur zu kommen. Ähnlich diffizil verhält es sich mit dem in den Texten agierenden Autor-Erzähler. Hierzu gibt es eine präzise Analyse einer an der Pariser Sorbonne tätigen Literaturwissenschaftlerin, Luba Jurgenson. Sie schreibt: »Der Zyklus der *Erzählungen aus Kolyma* ist eine Art Labyrinth, das von Verbindungsgängen zwischen den einzelnen Zyklen durchzogen ist. Der Autor stützt sich nicht auf eine lineare Chronologie – mitunter wird in der Erzählung die Abfolge der Ereignisse umgedreht –, sondern auf eine Gedächtnisstruktur, die bloßlegt, wie die Ereignisse rekonstruiert werden.«¹⁸

In der zitierten Arbeit wird ferner darauf verwiesen, dass das Ich des auktorialen Erzählers problematisiert wird – was letzten Endes auf die außerordentlichen psychischen Belastungen des Lagerlebens zurückgeht. Die Erzähler-Proble-

18 Luba Jurgenson: Spur, Dokument, Prothese. Varlam Šalamovs *Erzählungen aus Kolyma*. In: Osteuropa. Berlin 57 (2007) 6. S. 178.

matik wird letztlich auf die *ontologische* Ebene überführt. (Wir erinnern an dieser Stelle an Schalamows Einstufung des Politischen). Die Ich-Identität ist zutiefst erschüttert. (Wir werden später darauf zurückkommen). Ein Zusammenhang mit dieser Problematik zeigt sich auch in einem bestimmten Typ von Erzählungen, der uns im dritten Band zweimal begegnet, nämlich bei den Titeln »Der Lehrgang« und »Der grüne Staatsanwalt«. Diese sind mit 60 bzw. 61 Druckseiten (in der deutschen Fassung) die schlechthin umfangreichsten dieses Bandes (andere reichen mit jeweils vier oder fünf, im Einzelfall 22 Seiten bei weitem nicht heran). Und das ist keine Äußerlichkeit. Der Umfang ergibt sich nicht zuletzt aus der schlichten Form eines Reports, in dem Porträts von Personen und Schilderungen von Episoden aneinandergereiht werden. In dem einen Falle fußt das Ganze auf einem erfreulichen Ereignis – nämlich der Einrichtung eines medizinischen Lehrgangs, auf dem eine größere Zahl männlicher und weiblicher Häftlinge zum Arzthelfer oder Pfleger ausgebildet wird, darunter auch der Autor. Zitat: »Für einige, und auch für mich, war der Lehrgang Lebensrettung. [...] Ich hoffte, wieder ein Mensch zu werden.« (3, 141) Der Erzähler lässt zunächst Teilnehmer des Lehrgangs und danach die hochachtbaren Fachleute des Lehrpersonals Revue passieren. Somit wird ein Stück GULag-Geschichte der alternativen Art dokumentiert. Im Kontrast dazu steht »Der grüne Staatsanwalt« – der höchst tragische Report von vielen vergeb-

lichen Fluchtversuchen Einzelner oder auch ganzer Gruppen von Häftlingen. Der »grüne Staatsanwalt« – das ist die »alles Lebendigen feindliche Natur des Hohen Nordens« (3, 314) – bringt sie alle zur Strecke, natürlich im Bunde mit den Häschern, dem bewaffneten Personal der Staatsmacht. Der Erzähler schildert heroische Beispiele ebenso wie Fälle von Kannibalismus bei hungernden Flüchtenden, er dokumentiert auch den Fall eines Mannes, dem das Unglaubliche gelang: er kam bis zur heimatlichen Ukraine durch, siedelte sich in Mariupol an – und wurde zwei Jahre später doch erneut verhaftet und nach Kolyma transportiert. Die beiden faktenreichen Reports umkreisen das Thema Gulag-Realität, präsentieren Daten, Fakten und Personen. Es sind nicht diese dokumentierenden Texte, wo Schalamow sein novellistisches Gestaltungsvermögen zeigt – dies geschieht eher in einem zwischendurch eingefügten kleinen Text wie »Das Kreuz«, einer erschütternden Geschichte mit autobiographischem Hintergrund: von einem erblindeten orthodoxen Geistlichen und seiner in der Zeit der Verfolgungen völlig verarmten Familie.

Das bisher Gesagte hat sicherlich deutlich gemacht, dass Warlam Schalamow zu denen gehörte, die den Gulag nicht nur am längsten, sondern auch in seinen extremsten Formen erleben mussten. Aus dieser Erfahrung hat er wie kein anderer radikale Schlussfolgerungen gezogen – sowohl in weltanschaulich-moralischer als auch in ästhetischer Hinsicht. Dar-

aus entsprang wiederum das geradezu antipodische Verhältnis zu seinem literarischen Zeitgenossen und GULag-Gefährten Alexander Solshenizyn. Die Auseinandersetzung damit liefert uns daher auch einen vertieften Zugang zu Schalamows eigener Poetologie.

Der Kontakt zwischen beiden wurde mit einem Brief Schalamows im November 1962 geknüpft. Dieser beginnt mit den Worten: »Lieber Aleksandr Issajewitsch! Ich habe zwei Nächte nicht geschlafen – ich habe Ihre Erzählung [gemeint ist »Ein Tag des Iwan Denissowitsch«] noch einmal gelesen, mich zurückerinnert ... Die Erzählung ist wie ein Gedicht – alles daran ist vollkommen, alles ist schlüssig.«¹⁹

Nach diesem überschwänglichen Lob deutet Schalamow auch einige Unterschiede an – zunächst Unterschiede im Charakter des Lagers, das Solshenizyn erlebt und seiner Erzählung zugrunde gelegt hat. Schalamow drückt es positiv aus: »In der Erzählung ist alles glaubwürdig. Das ist ein ›leichtes‹ Lager, ein nicht ganz echtes. Das echte Lager wird in der Erzählung auch gezeigt, und sehr gut gezeigt: dieses schreckliche Lager – Schuchows Ishma – dringt in die Erzählung ein wie der Dampf durch die Ritzen der kalten Baracke.« Dann wird Schalamow noch konkreter: »Im *Katorga*-Lager, wo Schuchow sitzt, hat er einen Löffel, ein Löffel ist für ein ech-

19 Warlam Schalamow: Über Prosa. S. 49. Im weiteren werden die Seitenzahlen hinter dem jeweiligen Zitat eingefügt.

tes Lager ein überflüssiges Werkzeug. Suppe wie Grütze sind von solcher Konsistenz, dass man sie aus dem Napf trinken kann, und um die Sanitätsstelle schleicht [bei Solshenizyn, W. B.] ein Kater herum – unglaublich für ein echtes Lager – sie hätten den Kater längst gegessen.« (S. 51) Solshenizyn habe das echte Lager als schreckliche *Vergangenheit* im Leben Schuchows, als »Erinnerungsblitze« (S. 52) in den Text seiner Erzählung eingefügt. Auf eben diese nur angedeutete Vergangenheit geht Schalamow nunmehr genauer ein: Sie war ja für ihn qualvoll lange peinigende Gegenwart gewesen. Dabei enthält er sich zunächst noch jeglicher Polemik, er lobt vielmehr nochmals die Qualität der Erzählung, die »außerordentlich ökonomisch, komprimiert wie eine Sprungfeder, wie ein Gedicht« sei (S. 64). Schließlich heißt es: die Erzählung enthalte die »langersehnte Wahrheit, ohne die unsere Literatur nicht vorankommen kann«. Und dann kommt Schalamow doch sehr direkt und grundsätzlich auf seine eigene Auffassung von der *Lagerwahrheit* zu sprechen: »Denken Sie daran, das Wichtigste: Das Lager ist eine negative Schule vom ersten bis zum letzten Tag für jedermann.« (S. 69) Dieser inhaltsschwere Satz wird nicht weiter begründet, und es ist fraglich, ob ihn Solshenizyn damals in seinem ganzen Gewicht verstanden hat. Schalamow fügt noch erläuternd hinzu: »Schuchow [also Solshenizyns literarischer Held] ist Mensch geblieben nicht dank des Lagers, sondern trotz des Lagers.« (S. 69f.) Und er beschließt diesen denkwürdigen

Brief mit dem Gelöbniß: er habe beschlossen, sein ganzes ihm verbleibendes Leben jener Lagerwahrheit zu widmen, die er gerade umrissen habe (S. 71). Man sieht: mitten im Lob deutet sich hier bereits der tiefe Dissens an, der die beiden Autoren in der Folgezeit entzweien sollte.

Worum geht es dabei? Solshenizyn schließt an die Tradition des klassischen russischen Romans an (François Furet soll ihn den »Tolstoi des GULag« genannt haben). Er setzt auf die moralische Botschaft und Wirkungskraft der Literatur. Und er bedient sich – im Westen angekommen – zur Propagierung seiner Ideen der modernen Medien. Er ist ein Prediger, ein Propagandist seiner Weltanschauung und seiner Deutung russischer Geschichte – während sich Schalamow eher von der Öffentlichkeit fernhält und nur wenig zur Verbreitung seiner Ideen wie auch zur Durchsetzung seines literarischen Werks unternimmt. Daher brauchte es viel Zeit, bis in seiner Heimat die ersten größeren Werkausgaben erschienen. »Gesammelte Werke in vier Bänden«²⁰ kamen in Russland erst 1998, lange Zeit nach dem Tod des Autors und erst nach den gesellschaftlichen Umbrüchen in Russland und Osteuropa, heraus.

Es ist nun zu fragen, wie sich Schalamow mit seiner »radikalen Prosa«²¹ (Franziska Thun-Hohenstein) in der Ge-

20 Siehe V. Šalamov: *Sobranie sočinenij v četyrech tomach*. St. Petersburg 1998.

21 Vgl. das Nachwort von Franziska Thun-Hohenstein zum ersten Band

schichte der russischen Literatur positioniert hat. Die Orientierung auf die russische Moderne folgte einem zumindest in der frühen Sowjetliteratur stark ausgeprägten Trend und war daher nicht ungewöhnlich. Überraschend war hingegen die Rolle, welche dem Phänomen der von Schalamow im Lager erlebten Kriminellenszene bei seiner ästhetischen Ortsbestimmung zukam. In einer Reihe essayistischer Prosastücke unter dem Titel »Skizzen der Verbrecherwelt« (1959) legt er seinen Standpunkt ausführlich dar. Und er beginnt mit dem polemischen Satz: »Die schöne Literatur hat die Welt der Verbrecher immer wohlwollend, manchmal schmeichelnd dargestellt.« Sie habe diese Welt »mit einem romantischen Nimbus umgeben« und »nicht vermocht, das wahre abstoßende Gesicht dieser Welt zu erkennen«. (3, 391) Der Hauptadressat von Schalamows Kritik ist Fjodor Dostojewski, der sich in seinen »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus« »nicht zu einer wahrheitsgetreuen Darstellung der Diebe [Schalamow gebraucht den Begriff »Diebe« hier, wie er es häufig tut, schlechthin als Synonym für »Kriminelle«, W. B.] entschlossen habe. Das erkläre sich daraus, dass Dostojewski der wahren Verbrecherwelt »in seiner *katorga* nicht begegnet« sei – sonst »wären uns vielleicht die besten Seiten dieses Buches verlorengegangen – die Bekräftigung seines Glaubens an den

der hier zitierten Schalamow-Edition, das unter der Überschrift steht: »Warlam Schalamows radikale Prosa« (ebenda. S. 297-321).

Menschen, an das Gute in der menschlichen Natur«. (3, 393) Doch eben von diesem Punkt aus hat, infolge von Schalamows radikal andersgearteter Erfahrung im Lager, sozusagen die kopernikanische Wende seiner Ethik und Ästhetik stattgefunden: Im Lager ereignete sich nicht nur der Triumph der Verbrechermoral – vielmehr verband dieser sich aufs beste mit der Amoralität des vom Regime bestellten Führungs- und Wachpersonals. Die tägliche Drangsalierung und ständige tödliche Bedrohung der Häftlinge durch die allgegenwärtigen Kriminellen ergänzte sich aufs beste mit dem terroristischen Lagerregime. Die Welt war aus den Fugen, weil total demoralisiert.

Das Bild einer so gearteten Welt konnte mit Mitteln klassischer Ästhetik nicht entworfen werden. Wer über das Lager schrieb, kam nicht zu erbaulichen Schlüssen. Das Lager sei, so Schalamows Fazit, »eine Negativerfahrung für den Menschen – von der ersten bis zur letzten Stunde«²². Gefragt war daher eine streng auf den Gegenstand konzentrierte schnörkellose und präzise Prosa, wie sie Schalamow in der Programmatik der Akmeisten mit ihrer Absage an symbolistische Verschwommenheit und ihrer Orientierung auf das prägnante, klar artikulierte Wort vorfand. Dem Sterben des herausragenden Protagonisten dieser Gruppe, Ossip Mandelstam, im Lager widmete Schalamow die Erzählung »Cherry Brandy«. Zur

22 Warlam Schalamow: Über Prosa. S. 14.

Witwe des Dichters, Nadeshda Mandelstam, deren Memoiren er gleichfalls sehr schätzte, stand Schalamow in freundschaftlicher Beziehung, ebenso zu Anna Achmatowa, die bekanntlich auch der Akmeisten-Gruppe angehört hatte. Mandelstam hatte vom »Untergang der Biographie« gesprochen, womit das Ende des Romans gekommen sei. Schalamow über seine eigene Prosa: »Hier werden Menschen ohne Biographie, ohne Vergangenheit und Zukunft dargestellt, dargestellt im Moment ihrer Gegenwart.«²³ Er folgte einem strengen Schreibkonzept. Und als ihm – seltsam genug – während seiner Tätigkeit im Lager-Krankenhaus Marcel Prousts Roman »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« unterkam, da fragte er, als ginge es um das von ihm selber Geschriebene: »Wer wird diese sonderbare Prosa lesen [...] in der alle Dimensionen verrückt und verschoben sind, in der es nichts Großes und Kleines gibt?« (4, 67) Sein Konzept bewog Schalamow dazu, vieles in der zeitgenössischen sowjetischen Epik als »künstlich« oder als Romantisierung realer Vorgänge zu verwerfen, so erschien ihm die kunstvolle Prosa eines Isaak Babel als »literarischer Schnickschnack«²⁴. Hingegen forderte er von sich selbst: »Die Prosa muß eine schlichte und klare Darlegung von Lebenswichtigem sein.«²⁵ Wir ahnen die ver-

23 Ebenda. S. 26.

24 Ebenda. S. 29.

25 Ebenda. S. 22.

trackte Problematik der selbstgestellten Aufgabe, wenn wir seine Definition lesen: »Keine Prosa des Dokuments, sondern eine Prosa, die durchlitten ist wie ein Dokument.«²⁶ Wichtig sei das Detail: »Es ist immer das Detail als Symbol, das Detail als Zeichen, das die gesamte Erzählung auf eine andere Ebene überführt, ihr einen ›Hintersinn‹ verleiht.«²⁷ Wir zitieren an dieser Stelle die Übersetzerin Gabriele Leupold, die auf »manchmal sehr feine Mittel, kleine minimalistische Perspektivwechsel, zum Beispiel vom Erzähler zur Figur und zurück« verweist, die man in Schalamows Prosa beobachten könne: »Das Arme, Karge, Schmucklose im Dienst der Wahrheitstreue wird auf allen Textebenen inszeniert.«²⁸ Doch die Qualitäten von Schalamows Prosa wären ungenügend charakterisiert, würden wir bei ihrer Sprödigkeit und Schmucklosigkeit stehen bleiben. Nicht umsonst betont dieser Autor, dass er zwar nicht bei Lew Tolstoi in die Schule gegangen sei, wohl aber bei dem Symbolisten Andrej Belyj – und das bedeutet, dass er seinen Texten – etwa durch Rhythmisierung – eine verborgene Musikalität zu geben vermochte. Er war ja auch ein Versdichter – und als solcher ist er bis heute noch ungenügend erschlossen. Und schließlich dürfen wir nicht

26 Ebenda. S. 31.

27 Ebenda. S. 22.

28 Gabriele Leupold: Anatomie einer Zurückhaltung. Varlam Šalamov übersetzen. In: Osteuropa. Berlin 57 (2007) 6. S. 198.

übersehen, dass Schalamow die architektonischen Großstrukturen seiner Prosawerke keinesfalls vernachlässigt. Vielmehr bescheinigt er sich selbst: »Die kompositorische Geschlossenheit ist eine erhebliche Qualität der »Erzählungen von Kolyma«. In dieser Sammlung können nur einzelne Erzählungen ersetzt und umgestellt werden.«²⁹ Daher hält sich auch die neue vierbändige deutsche Ausgabe seiner Werke mit den darin enthaltenen »Zyklen« seiner Erzählungen streng an die Vorgaben des längst verstorbenen Autors.

Kürzlich erschien der vierte Band der deutschen Schalamow-Edition. Er enthält nochmals zwei Zyklen mit 51 Erzählungen, die auf die Jahre 1962 bis 1972 datiert sind. Darunter sind auch jene zwei mit dem Titel »Die Schubkarre I« und »Die Schubkarre II« – über die unsägliche Schinderei im Gold-Tagebau. Dort heißt es, die beladene Karre den Steg aufwärts bis zur Kippe zu befördern und sich dabei in ein jagendes Arbeitstempo einzupassen, das nach unbarmherzigen Effektivitätsberechnungen der Administration festgelegt wurde. Wir lesen die rhetorische Frage: Warum setzte man nicht Pferde ein? Antwort: »Aber ein Pferd ist ein zartes Geschöpf und anfällig für alle möglichen Krankheiten. [...] Bei sechzig Grad Frost verkümmert und stirbt das Pferd schneller als der Mensch.« (4, 386)

29 Warlam Schalamow: Über Prosa. S. 24.

Blicken wir als Schalamows Leser über den vierten Band hinaus auf das Ganze seines Erzählwerks, so sehen wir gleichsam einen langen Zug von Gestalten, manche zeigen einen Anflug von Menschlichkeit, dafür erweisen sich viele andere als wahre Unmenschen. Der Erzähler lässt sie mehr oder weniger gleichmütig passieren, mitunter mit einer Geste, einem Wort der Genugtuung über Scheitern und Tod einer seiner Peiniger, mitunter mit aufgehellter Miene über eine kleine Aufbesserung des Daseins oder eine erfreuliche Begegnung. Es ist eine unaufhörliche, gleichsam dahinschlüpfende Bewegung, der Weg des *dochodjaga*, einer ans Ende ihrer Kräfte gebrachten Leidensfigur durch die verschiedenen Lager und Arbeitsorte und Brigaden – die meisten davon schlimm, einige erträglicher. Im Ganzen ein literarisches Fresco von starker Einprägsamkeit und letztlich sich doch herstellender Monumentalität – und damit von gleicher Weltgeltung wie die Auschwitz- und die Buchenwald-Prosa eines Jorge Semprun, Imre Kertész, Primo Levi oder Tadeusz Borowski.

TRUDE RICHTER
– EINE DEUTSCHE SCHRIFTSTELLERIN
AN DER KOLYMA

Bei der Niederschrift der Schalamow-Studie wurde dem Verfasser bewusst: man kann beim Thema Kolyma nicht daran vorbeigehen, dass auch eine deutsche Schriftstellerin und Kommunistin eine qualvoll lange Zeit (1936/53) in jener unwirtlichen Region als Häftling verbringen musste. Trude Richter hatte mit ihrem Ehemann Hans Günther – wie sie selbst leitender Funktionär im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller – im Jahre 1934 vor den Verfolgungen der Nazis in Moskau Zuflucht gefunden. Dort konnte sie sich zunächst Studien zur russischen Literatur widmen und in Vorträgen Auskünfte über die Lage im faschistischen Deutschland erteilen, ja sie schloss sogar ihre literaturwissenschaftliche Habilitationsschrift ab. Doch im November 1936 wurde sie mit Hans Günther verhaftet und nach kurzer Zwischenstation im Moskauer Lubjanka-Gefängnis unter der Anklage des »Trotzkismus« in den Fernen Osten transportiert. Dort waren Wladiwostok, Magadan und danach das in der nördlichen Taiga gelegene Lager Elgen (in der Nähe der berühmten Goldtagebaue, wo Tausende von Häftlingen ge-

schunden wurden und starben) die Stationen ihres Leidensweges, während ihr Ehemann schon an dessen Beginn den Tod fand.

Das von Trude Richter entworfene Bild des Häftlingsdaseins wirkt im Vergleich mit demjenigen bei Schalamow – auch wenn man gewisse Unterschiede bei den Erlebnisorten in Betracht zieht – wie mit Weichzeichner gefertigt. Zwar musste in ihrem Falle nicht die härteste Männerarbeit verrichtet werden, und beim leitenden Personal mag die Verfasserin des öfteren passablen Typen begegnet sein – wie etwa in jenem Landwirtschaftsbetrieb (dem sie ohne weiteres das Prädikat »sozialistisch« zuerkennt), wo sie echte »Freude« an der Arbeit, ja ein Glücksgefühl (S. 308) erlebt haben will.

Es fügte sich, dass die letzten Lebensjahre der Trude Richter mit der Endphase des Realsozialismus zusammenfielen. Im Rückblick auf diese Konstellation trifft daher wohl die Vermutung Horst Haases zu, die entscheidende Motivation Trude Richters sei gewesen, »daß sie mit der Schilderung der ihr angetanen Schmerzen und Ungerechtigkeiten wohl auf der Wahrheit bestehen, aber nicht zu dem beitragen wollte, was dann, bald nach ihrem Tode Anfang 1989, doch eintrat«³⁰. Doch es ist auch zu bedenken, was der Leipziger Schriftstellerkollege Helmut Richter über die Autorin schrieb: »Sie

30 Horst Haase: Allzu bitteres Glück. Trude Richter wäre heute 100 Jahre alt geworden. In: »Neues Deutschland«. Berlin. 19. November 1999. S. 9.

hatte ein mentales Programm, das sie mit der ihr eigenen Disziplin strikt einhielt.«³¹ So verwundert es nicht, wenn sich in den Erinnerungen der T. R. nicht so sehr erlittene Grausamkeiten häufen als vielmehr viele Gelegenheiten, sich nicht nur bei schwerer Landarbeit oder in der Küche zu beweisen, sondern (nachdem die Lagerhaft in Verbannung umgewandelt worden war) als Lehrerin für Fremdsprachen, ja als Orchester-Pianistin am Theater von Magadan.

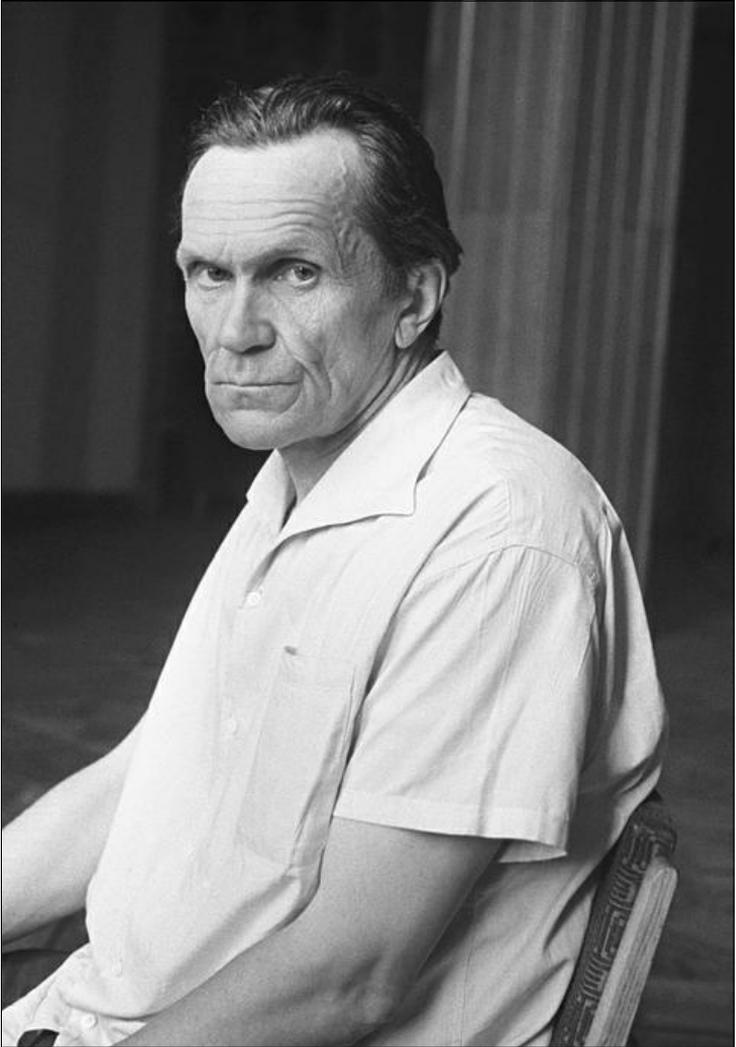
Man kann die GULag-Prosa der Trude Richter im Interesse einer möglichst differenzierten Beurteilung schließlich auch mit derjenigen einer österreichischen Autorin vergleichen, die zwar nicht Kolyma, jedoch verschiedene Lager in West-Sibirien kennenlernen musste. Die regionalen Unterschiede waren allem Anschein nach nicht so gravierend, dass sie auf Unvergleichbarkeit hinauslaufen würden. Angela Rohr (in Russland Angelina genannt), 1890 geboren, studierte Medizin und wurde früh in Künstlerkreisen heimisch (Bekanntheit mit Rilke ebenso wie mit Freud). Sie folgte ihrem dritten Ehemann, Wilhelm Rohr (KPD-Mitglied), in die Sowjetunion und wurde im Juni 1941 verhaftet und nach Saratow, später in die Lager von Nishni Tagil und Tawda transportiert, wo sie erst 1957 freikam.

31 Helmut Richter: Glück ist Bestätigung. Zum Tode von Trude Richter. In: »Leipziger Volkszeitung«, 7./8. Januar 1989. S. 6.

Bei Angela Rohr verdichten sich die Schilderungen aus dem Lager zu einem Fresco mit albtraumhaften Bildern, Figuren, Episoden, in dem das Ausgeliefertsein an die Willkür der jeweils Mächtigen hervorsteht. Rettend scheint allein die Gunst des Augenblicks. In anderen Szenenfolgen trifft die Autorin mit dem ärztlichen Blick für das dem Einzelnen gerade noch Zumutbare auf Verhältnisse und Verhaltensweisen, die nicht unbedingt mit dem stalinistischen Terror, eher mit dem für Russland typischen zivilisatorischen Rückstand zu tun haben. Das barbarische Stalin-Regime machte sich jedoch gerade solche Zustände zunutze, um den Einzelnen zu einem total entmündigten, hilflosen Wesen zu degradieren.

Die beiden Beispiele machen ergänzend zu Schalamow deutlich, dass der GULag bei aller entpersönlichenden Wirkung, die er zeigte, bei allem Schema der Barbarei dennoch die künstlerische Individualität auf den Plan rief, die ihn – und schon dies war ein Akt des Widerstands – auf jeweils eigene Art zu dokumentieren wusste.

Anhang



Warlam Schalamow in den 1970er Jahren

TEXTE VON WARLAM SCHALAMOW

Sentenz.

Für Nadeshda Jakowlewna Mandelstam

Menschen tauchten auf aus dem Nichts – einer nach dem anderen. Ein Unbekannter legte sich neben mich auf die Pritsche, wälzte sich nachts an meine knochige Schulter, gab mir seine Wärme – ein paar Tropfen Wärme – und erhielt dafür meine. Es gab Nächte, in denen mich gar keine Wärme erreichte durch die Fetzen der Steppjacke, der Wattejacke, und am Morgen sah ich meinen Nachbarn an wie einen Toten und wunderte mich ein wenig, dass der Tote lebt, auf einen Anschnauzer aufsteht, sich anzieht und dem Kommando folgt. Ich hatte wenig Wärme. Wenig Fleisch war auf meinen Knochen geblieben. Dieses Fleisch reichte nur noch für Bitterkeit – das letzte der menschlichen Gefühle. Nicht Gleichgültigkeit, sondern Bitterkeit war das letzte menschliche Gefühl – das, welches den Knochen am nächsten ist. Der aus dem Nichts aufgetauchte Mensch verschwand am Tag – die Kohleschürfe hatte viele Abschnitte – und verschwand für immer. Ich kannte die Leute nicht, die neben mir schliefen. Ich stellte ihnen niemals Fragen, und nicht, weil ich ein

arabisches Sprichwort befolgt hätte: frag nicht, dann wird man dich nicht belügen. Mir war ganz egal, ob man mich belog oder nicht, ich war jenseits der Wahrheit, jenseits der Lüge. Die Ganoven haben dafür eine harte, prägnante, grobe Redensart voller tiefster Verachtung für den Fragenden: wenn du es nicht glaubst, nimms als Märchen. Ich fragte nicht und bekam keine Märchen zu hören.

Was blieb bis zum Schluß bei mir? Die Erbitterung. Und mit dieser Erbitterung in mir gedachte ich zu sterben. Doch der Tod, ganz kürzlich so nah, rückte allmählich von mir ab. Nicht durch Leben wurde der Tod ersetzt, sondern durch ein Halbbewusstsein, eine Existenz, für die es keine Formeln gibt und die man nicht Leben nennen kann. Jeder Tag, jeder Sonnenaufgang brachte die Gefahr eines neuen, des Todesstoßes. Doch der Stoß blieb aus. Ich arbeitete als Wassersieder, die leichteste aller Arbeiten, leichter als Wächter, aber ich schaffte es nicht, das Holz für den Titan zu hacken, den Siedekessel Marke »Titan«. Man hätte mich rauswerfen können, aber wohin? Die Taiga war fern, unsere Siedlung, eine »Außenstelle« in der Sprache der Kolyma, war wie eine Insel in der Taigawelt. Ich konnte kaum meine Füße schleppen, die Entfernung von zweihundert Metern vom Zelt bis zur Arbeit schien mir unendlich, und ich setzte mich mehrmals zum Ausruhen hin. Ich erinnere mich noch heute an jede Vertiefung, jede Grube, jede tiefe Radspur auf diesem Todespfad; den Bach, vor dem ich mich auf den Bauch legte und das kalte, köst-

liche, heilende Wasser schlürfte. Die Schrotsäge, die ich mal auf der Schulter schleppte, mal hinter mir her schleifte, empfand ich als ungeheure Last. [...]

Ein Schlag gegen ein Gleisstück weckte mich. Ein Schlag an das Gleisstück beendete den Arbeitstag. Nach dem Essen legte ich mich gleich auf die Pritsche, natürlich ohne mich auszuziehen, und schlief ein. Das Zelt, in dem ich schlief und wohnte, sah ich wie durch einen Nebel, irgendwo bewegten sich Menschen, brach lautes unflätiges Gekeife, brachen Raufereien aus und – ein Augenblick der Stille vor einem gefährlichen Schlag. Die Raufereien endeten schnell, von allein, niemand bändigte, trennte die Streitenden, die Motoren der Rauferei sofften einfach ab – und die kalte Nachtstille trat ein mit dem bleichen hohen Himmel in den Löchern der Zeltplane, mit dem Schnarchen, Röcheln, Stöhnen, Husten, dem bewusstlosen Fluchen der Schlafenden.

Eines Nachts nahm ich wahr, dass ich dieses Stöhnen und Röcheln hörte. Die Empfindung kam plötzlich, wie eine Erleuchtung, und sie machte mich nicht froh. Später, als ich mich an diesen Moment des Staunens erinnerte, begriff ich, dass das Bedürfnis nach Schlaf, nach Vergessen, nach Bewusstlosigkeit nachgelassen hatte – ich hatte mich ausgeschlafen, wie Moissej Moissejewitsch Kusnezow sagte, unser Schmied, der Schlaueste der Schlaunen.

Es kam ein hartnäckiger Schmerz in den Muskeln. Was ich damals noch für Muskeln hatte, weiß ich nicht, doch der

Schmerz darin war da, erbitterte mich, hinderte mich daran, den Körper zu vergessen. Dann kam etwas anderes als Bitterkeit oder Erbitterung, etwas, das zusammen mit der Bitterkeit existierte. Es kamen Gleichgültigkeit – Furchtlosigkeit. Ich begriff, dass es mir ganz gleich war, ob man mich schlagen würde oder nicht, mir das Mittagessen und die Brotration geben würde oder nicht. Und obwohl ich im Schurf, in der unbegleiteten Außenstelle, nicht geschlagen wurde – geschlagen wird nur in den Bergwerken –, maß ich, in Erinnerung an das Bergwerk, meinen Mut mit dem Maßstab der Bergwerke. Mit dieser Gleichgültigkeit, mit dieser Furchtlosigkeit war eine kleine Brücke geschlagen hinaus in den Tod. Das Bewusstsein, dass sie hier nicht schlagen werden, dass man hier nicht schlägt und nicht schlagen wird, gebar neue Kräfte, neue Gefühle.

Nach der Gleichgültigkeit kam die Angst – eine nicht sehr starke Angst, die Furcht, dieses rettende Leben, diese rettende Arbeit des Sieders, den hohen kalten Himmel und den ziehenden Schmerz in den abgemagerten Muskeln zu verlieren. Ich begriff, dass ich Angst hatte, von hier ins Bergwerk geschickt zu werden. Ich hatte Angst, und basta. Mein ganzes Leben lang habe ich niemals das Gute gegen Besseres tauschen wollen. Das Fleisch auf meinen Knochen nahm von Tag zu Tag zu. Neid – so hieß das nächste Gefühl, das zu mir zurückkehrte. Ich beneidete meine toten Kameraden – die Leute, die im Jahr achtunddreißig umgekommen waren.

Ich beneidete auch meine lebenden Nachbarn, die etwas kauten, die Nachbarn, die sich eine Papirossa ansteckten. Den Chef, den Einsatzleiter und den Brigadier beneidete ich nicht – das war eine andere Welt.

Die Liebe kam nicht zu mir zurück. Ach, wie fern ist die Liebe vom Neid, von der Angst, von der Bitterkeit. Wie wenig brauchen die Menschen die Liebe. Die Liebe kommt, wenn alle menschlichen Gefühle zurückgekehrt sind. Die Liebe kommt als letzte, kehrt als letztes zurück – und kehrt sie überhaupt zurück? Aber nicht nur Gleichgültigkeit, Neid und Angst waren Zeugen meiner Rückkehr ins Leben. Das Mitleid mit den Tieren kam schneller zurück als das Mitleid mit den Menschen. [...]

Seit Jahren hatte ich keine Zeitungen und Bücher gesehen und längst gelernt, diesen Verlust nicht zu bedauern. All meine fünfzig ZeltNachbarn, Nachbarn im zerrissenen Segeltuchzelt, fühlten genauso – in unserer Baracke war keine einzige Zeitung, kein einziges Buch aufgetaucht. Die oberste Leitung – der Einsatzleiter, der Chef der Schürfung, der Gehilfe – kam ohne Bücher in unsere Welt herab.

Meine Sprache, die grobe Grubensprache, war arm, arm wie die Gefühle, die um die Knochen noch lebten. Wecken, Ausrücken, Mittagessen, Feierabend, Zapfenstreich, Bürger Natschalnik, darf ich sprechen, Schaufel, Schürfgrube, zu Befehl, Bohrstange, Hacke, draußen ist es kalt, Regen, die Suppe ist kalt, die Suppe ist heiß, Brot, Ration, laß mir was zu

rauchen – mit zwei Dutzend Wörtern kam ich schon seit Jahren aus. Die Hälfte dieser Wörter waren Flüche. In meiner Jugend, in meiner Kindheit gab es einen Witz, wo ein Russe von einer Reise ins Ausland berichtet und mit nur einem Wort in unterschiedlichen Intonationen auskommt. Der Reichtum der russischen Flüche, ihre unerschöpfliche Grobheit eröffnete sich mir nicht nur in der Kindheit und nicht nur in der Jugend. Der Witz mit dem Schimpfwort wirkte hier wie die Sprache einer Pensionatsschülerin. Doch ich suchte nicht nach anderen Worten. Ich war glücklich, nicht nach irgendwelchen anderen Worten suchen zu müssen. Ob diese anderen Worte existierten, wusste ich nicht. Diese Frage konnte ich nicht beantworten.

Ich war erschrocken, überwältigt, als in meinem Hirn, hier – ich erinnere mich deutlich daran, unter dem rechten Scheitelbein –, ein Wort entstand, das vollkommen untauglich war für die Taiga, ein Wort, das ich selbst nicht verstand, ebenso wenig wie meine Kameraden. Ich brüllte dieses Wort, auf der Pritsche stehend, an den Himmel gewandt, an die Unendlichkeit:

»Sentenz! Sentenz!«

Sentenz! Ich glaubte mir selbst nicht, fürchtete beim Einschlafen, dass dieses zu mir zurückgekehrte Wort über Nacht verschwindet. Doch das Wort verschwand nicht. [...]

Es vergingen viele Tage, bis ich lernte, aus der Tiefe meines Hirns immer neue und neue Worte herauszurufen, eins nach

dem anderen. Jedes kam mit Mühe, jedes entstand plötzlich und für sich. Gedanken und Worte kehrten nicht als Strom zurück. Jedes kehrte einzeln zurück, ohne die Begleitung anderer bekannter Wörter, und entstand zuerst auf der Zunge und dann – im Gehirn. [...]

(1965)

Über einen Fehler der schönen Literatur

Die schöne Literatur hat die Welt der Verbrecher immer wohlwollend, manchmal schmeichelnd dargestellt. Die schöne Literatur hat die Welt der Diebe mit einem romantischen Nimbus umgeben, verführt von billigem Flitter. Die Künstler haben es nicht vermocht, das wahre, abstoßende Gesicht dieser Welt zu erkennen. Das ist eine pädagogische Sünde, ein Fehler, für den unsere Jugend so teuer bezahlt. Bei einem Jungen von vierzehn, fünfzehn Jahren ist es verzeihlich, wenn er sich für die »heroischen« Figuren dieser Welt begeistert; bei einem Künstler ist es unverzeihlich. Aber selbst unter den großen Schriftstellern finden wir niemanden, der sich, nachdem er das wahre Gesicht des Diebes erkannt hat, abgewandt oder ihn so gebrandmarkt hätte, wie jeder große Künstler alles moralisch Schlechte brandmarken muss. Aus einer Laune der Geschichte heraus haben die mittheilsamsten Prediger des Gewissens und der Ehre, wie zum Beispiel Victor Hugo, erhebliche Kräfte auf das Lob der kriminellen Welt verwandt. Hugo hielt die Verbrecherwelt für einen Teil der

Gesellschaft, der standhaft, entschlossen und klar gegen die Verlogenheit der herrschenden Welt protestiert. Aber Hugo hat sich nicht die Mühe gemacht, hinzuschauen – aus welchen Haltungen diese Gemeinschaft von Dieben jede staatliche Macht bekämpft. Nicht wenige Jungen haben die Bekanntschaft mit lebenden »Elenden« gesucht nach der Lektüre von Hugos Romanen. Der Beiname »Jean Valjean« besteht unter den Ganoven noch heute.

Dostojewski weicht in seinen »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus« einer direkten und scharfen Antwort auf diese Frage aus. Alle diese Petrows, Lutschkas, Suschilows, Gasins, sie alle sind aus der Sicht der echten Verbrecherwelt, der wahren Ganoven – »Aschmodai«, »*frajer*«, »Teufel«, »Bauern«, das heißt Leute, die von der wirklichen Verbrecherwelt verachtet, ausgeraubt, mit Füßen getreten werden. Aus der Sicht der Ganoven stehen die Mörder und Diebe Petrow und Suschilow dem Autor der »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus« wesentlich näher als ihnen selbst. Dostojewskis »Diebe« sind genauso Ziel von Überfällen und Raubzügen wie auch Aleksandr Petrowitsch Gorjantschikow [Erzählerfigur aus den »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus«] und seinesgleichen, welcher Abgrund die adligen Verbrecher auch vom einfachen Volk trennt. Schwer zu sagen, warum Dostojewski sich nicht zu einer wahrheitsgetreuen Darstellung der Diebe entschlossen hat. Ein Dieb ist ja nicht ein Mensch, der gestohlen hat. Man kann stehlen, sogar systematisch stehlen, und trotz-

dem kein Ganove sein, das heißt diesem abscheulichen Unterwelt-Orden nicht angehören. Offensichtlich gab es in Dostojewskis *katorga* diese »Kategorie« nicht. Diese »Kategorie« wird gewöhnlich nicht mit so langen Haftstrafen bestraft, denn ihre große Mehrheit stellen nicht die Mörder dar. Genauer, sie stellten sie zu Dostojewskis Zeiten nicht dar. Die Ganoven, die »um die Ecke« brachten, die eine »kühne« Hand hatten, waren in der Welt der Verbrecher nicht so zahlreich. »Einbrecher«, »Einschleichdiebe«, »Nepper«, »Taschendiebe«, das waren die wichtigsten Kategorien der »urki« oder »urkagany«, wie sich diese Verbrecherwelt nennt. Das Wort »Verbrecherwelt« ist ein Terminus, ein Ausdruck mit einer bestimmten Bedeutung. Gauner, *urka*, *urkagan*, Mensch, Ganove – das sind alles Synonyme. Dostojewski ist ihnen in seiner *katorga* nicht begegnet, und wenn er ihnen begegnet wäre, wären uns vielleicht die besten Seiten dieses Buches verloren gegangen – die Bekräftigung des Glaubens an den Menschen, an das Gute in der menschlichen Natur. Doch Ganoven ist Dostojewski nicht begegnet. Die *katorga*-Helden der »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus« sind ebenso zufällig zum Verbrechen gekommen, wie auch Aleksandr Petrowitsch Gorjantschikow selbst. Ist etwa der gegenseitige Diebstahl – auf den Dostojewski mehrmals eingeht und den er besonders unterstreicht – ist er etwa in der Welt der Ganoven möglich? Dort bestiehlt man die *frajer*, teilt die Beute, spielt Karten und lässt die Beutestücke von einem Ganoven zum

anderen wandern, je nachdem, wer in »Stoß« oder »Bura« gewinnt. Im »Totenhaus« verkauft Gasin Alkohol, das tun auch die anderen »Branntweinverkäufer«. Doch die Ganoven hätten Gasin den Alkohol sofort abgenommen, seine Karriere hätte sich gar nicht entwickeln können.

Nach einem alten »Gesetz« darf der Ganove in den Haftanstalten nicht arbeiten, für ihn müssen die *frajer* arbeiten. Die Mjasnikows und Warlamows hätten in der Verbrecherwelt den abfälligen Beinamen »Wolga-Packer« bekommen. All diese »*mosly*« (Soldaten), »Bakluschins«, »Akulkas Mann« [Titel eines Kapitels aus Dostojewskis »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus«], das alles ist keinesfalls die Welt der Berufsverbrecher, nicht die Welt der Ganoven. Das sind einfach Leute, die mit der negativen Kraft des Gesetzes zu tun bekommen haben, zufällig zu tun bekommen haben, so wie Akim Akimowitsch – der typische »*frajerjuga*« [Nichtganove]. Die Welt der Ganoven aber ist die Welt eines besonderen Gesetzes, das im ewigen Krieg liegt mit jener Welt, deren Vertreter Akim Akimowitsch und Petrow ebenso wie der acht-ägige Platzmajor sind. Der Platzmajor steht den Ganoven sogar näher. Er ist die gottgegebene Obrigkeit, die Beziehungen zu ihm, als einem Vertreter der Macht, sind einfach, und einem solchen Platzmajor wird jeder Verbrecher so einiges über Gerechtigkeit, über Ehre und über sonstige gelehrte Dinge erzählen. Und erzählt das nicht erst seit hundert Jahren. Der picklige naive Platzmajor – das ist ihr offener

Feind, und die Akim Akimowitschs und Petrows sind ihre Opfer.

In keinem von Dostojewskis Romanen sind Ganoven dargestellt. Dostojewski kannte sie nicht, und wenn er sie gesehen und gekannt hat, dann hat er sich als Künstler von ihnen abgewandt.

Bei Tolstoj gibt es keinerlei eindrucksvolle Portraits dieser Sorte von Leuten, auch nicht in der »Auferstehung«, wo die äußeren und illustrierenden Striche so gesetzt sind, dass der Künstler sie nicht verantworten muss.

Begegnet ist dieser Welt Tschchow. Auf seiner Reise nach Sachalin hat es etwas gegeben, das die Handschrift des Autors verändert hat. In einigen Briefen nach der Rückkehr von Sachalin weist Tschchow direkt darauf hin, dass ihm alles vor dieser Reise Geschriebene als belanglos und eines russischen Schriftstellers nicht würdig erscheint. Ebenso wie in den »Aufzeichnungen aus einem Totenhaus« wirkt auf der Insel Sachalin die verdummende und korrumpierende Gemeinheit der Haftanstalten zerstörend, und sie kann das Reine, Gute und Menschliche nur zerstören. Die Ganovenwelt hat dem Schriftsteller Entsetzen eingeflößt. Tschchow ahnt in ihr den Hauptakkumulator dieser Gemeinheit, eine Art Atomreaktor, der den eigenen Treibstoff immer wieder neu erzeugt. Aber Tschchow konnte nur die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, traurig lächeln und mit weicher, aber eindringlicher Geste auf diese Welt verweisen. Er kannte sie

ebenfalls von Hugo. Auf Sachalin war Tschechow zu kurz, und in seinen literarischen Werken hatte er bis zum Tod nicht den Mut, dieses Material zu verwenden.

Man könnte glauben, die biographische Seite seines Werkes hätte dem Autor Gorki Anlass zu einer wahrheitsgetreuen, kritischen Darstellung der Ganoven gegeben. Tschelkasch [Held der gleichnamigen Erzählung] ist zweifellos ein Ganove. Aber dieser Gewohnheitsdieb ist in der Erzählung mit derselben nötigen und verlogenen Treue gezeichnet wie die Helden der »Elenden«. Gawrila [gleichfalls Figur aus der Erzählung »Tschelkasch«] kann man natürlich nicht nur als Symbol der Bauernseele deuten. Er ist ein Schüler des *urkagan* Tschelkasch. Ein zwar zufälliger, aber dienstfertiger. Ein Schüler, der vielleicht morgen ein »verdorbener *shtymp*« [jemand, der bereits unter dem Einfluß der Ganoven steht] ist und eine Stufe höher steigt auf der Leiter, die in die Verbrecherwelt führt. Denn, wie ein philosophisch gestimmter Ganove sagte, »niemand wird als Ganove geboren, zum Ganoven wird man gemacht«. In Tschelkasch hat Gorki, der in seiner Jugend mit der Ganovenwelt zu tun hatte, nur jener ungebildeten Begeisterung vor der scheinbaren Freiheit des Urteils und Kühnheit des Benehmens dieser sozialen Gruppe seinen Tribut gezollt. [...]

Das sind die Versuche Gorkis, die Verbrecherwelt darzustellen. Er kannte diese Welt ebenfalls nicht, ist den Ganoven offensichtlich nicht wirklich begegnet, denn das ist eigentlich

für einen Schriftsteller schwierig. Die Welt der Ganoven ist ein geschlossener, wenn auch nicht sehr konspirativer Orden, und Fremde werden dort zum Lernen und Beobachten nicht zugelassen. Weder mit Gorki, dem Landstreicher, noch mit dem Autor Gorki wird ein Ganove offen sprechen, denn Gorki ist für ihn vor allem ein *frajer*.

In den zwanziger Jahren wurde unsere Literatur von der Banditenmode erfasst. Babels »Benja Krik«, Leonows »Dieb«, Selwinskis »Motke Malchamowes«, Vera Inbers »Waska Swist in der Klemme«, Kawerins »Das Ende einer Bande« und schließlich der Betrüger Ostap Bender von Ilf und Petrow – ich glaube, alle Schriftsteller haben der plötzlichen Nachfrage nach Kriminalromantik ihren leichtsinnigen Tribut gezollt. Die hemmungslose Poetisierung der Kriminellen gab sich aus als »frischer Wind« in der Literatur und verführte viele erfahrene Literaten. Trotz der unwahrscheinlich schwachen Einsicht in das Wesen der Sache bei allen erwähnten und auch allen nicht erwähnten Autoren von Werken zu diesem Thema hatten sie Erfolg beim Leser und richteten folglich wesentlichen Schaden an.

Später kam alles noch schlimmer. Es begann eine lange Periode der Begeisterung für die berühmte »Umschmiedung«, jene Umschmiedung, über die die Ganoven lachten und noch bis heute lachen. Die Kommunen von Bolschewo und Ljubrzy [vom NKWD zum Zwecke der Umerziehung organisierte Arbeitskommunen für Jugendliche] wurden eröff-

net, 120 Schriftsteller schrieben ein »kollektives« Buch über den Weißmerkanal, das Buch erschien in einer Aufmachung, die sehr nach einem illustrierten Evangelium aussah. Die literarische Krönung dieser Periode waren Pogodins »Aristokraten«, in denen der Dramatiker zum tausendsten Mal den alten Fehler wiederholte, ohne sich die Mühe zu machen, auch nur ein wenig ernsthaft über jene lebendigen Menschen nachzudenken, die vor den Augen des naiven Schriftstellers im Leben selbst ein simples Spektakel aufführten.

Viele Bücher und Filme sind erschienen, viele Stücke wurden inszeniert zum Thema Umerziehung von Menschen aus der kriminellen Welt. Leider!

Die Verbrecherwelt bleibt seit Gutenbergs Zeiten und bis auf den heutigen Tag ein Buch mit sieben Siegeln für Literaten und Leser. Die Schriftsteller, die sich dieses sehr ernsten Themas angenommen haben, sind sehr leichtsinnig damit umgegangen, sie ließen sich vom Phosphorglanz der kriminellen Welt hinreißen und betrügen, setzten ihr eine romantische Maske auf und festigten damit beim Leser eine völlig falsche Vorstellung von dieser tückischen, abstoßenden Welt, die nichts Menschliches an sich hat. [...]

Was aber ist die Verbrecherwelt?

(1959)

Über Prosa

[...] Mit einer Reportage hat die Prosa der »Erzählungen aus Kolyma« nichts zu tun. Reportagehafte Stücke sind dort eingefügt zum höheren Ruhm des Dokuments, doch nur hier und da, jedes Mal datiert, kalkuliert. Das lebendige Leben wird auf völlig andere Art und Weise aufs Papier gebracht als in der Reportage. In den »Erzählungen aus Kolyma« gibt es keine Beschreibungen, gibt es kein Zahlenmaterial, keine Folgerungen, nichts Publizistisches. In den »Erzählungen aus Kolyma« geht es um die Darstellung neuer psychologischer Gesetzmäßigkeiten, um die literarische Erforschung eines schrecklichen Themas, und nicht um »Information«, nicht um eine Zusammenstellung von Fakten. Obwohl selbstverständlich jedes Faktum in den »Erzählungen aus Kolyma« unumstößlich ist.

Wesentlich für die »Erzählungen aus Kolyma« ist auch, dass darin neue psychologische Gesetzmäßigkeiten gezeigt werden. Neues im Verhalten des Menschen, der auf die Stufe eines Tieres reduziert ist – übrigens sind Tiere aus besserem

Material gemacht, und kein einziges Tier hält diese Qualen aus, die der Mensch aushält. Neues im Verhalten des Menschen, neu – trotz der gewaltigen Literatur über Gefängnisse und Haft.

Diese Veränderungen der Psyche sind unumkehrbar wie die Erfrierungen. Das Gedächtnis schmerzt wie die erfrorene Hand beim ersten kalten Wind. Es gibt keinen Menschen, der aus der Haft zurückgekommen ist und auch nur einen einzigen Tag nicht an das Lager gedacht hätte, an die erniedrigende und schreckliche Arbeit im Lager.

Der Autor der »Erzählungen aus Kolyma« hält das Lager für eine Negativerfahrung für den Menschen – von der ersten bis zur letzten Stunde. Der Mensch soll es nicht kennen, soll nicht einmal davon hören. Kein einziger Mensch wird nach dem Lager besser oder stärker. Das Lager ist eine Negativerfahrung, eine negative Schule, es wirkt zerstörerisch auf alle – auf Natschalniks und Häftlinge, auf Begleitposten und Zuschauer, auf Passanten und Leser von Belletristik.

In den »Erzählungen aus Kolyma« werden Menschen ohne Biographie, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft dargestellt. Gleicht ihre Gegenwart der eines Raubtiers oder ist das menschliche Gegenwart?

In den »Erzählungen aus Kolyma« gibt es nichts, das nicht Überwindung des Bösen und Triumph des Guten wäre – wenn man die Frage im großen Rahmen, im Rahmen der Kunst betrachtet.

Wenn ich ein anderes Ziel gehabt hätte, hätte ich einen völlig anderen Ton gefunden, andere Farben, bei demselben künstlerischen Prinzip.

Die »Erzählungen aus Kolyma« – das ist das Schicksal von Märtyrern, die keine Helden waren, sein konnten und wurden. [...]

Die neue Prosa verwirft [...] [das] touristische Prinzip. Der Schriftsteller ist nicht Beobachter, nicht Zuschauer, sondern Teilnehmer am Drama des Lebens, ein Teilnehmer nicht im Gewand des Schriftstellers, nicht in der Rolle des Schriftstellers.

Pluto, der der Hölle entsteigt, und nicht Orpheus, der in die Hölle hinabsteigt. [...]

Warum das Lagerthema? Das Lagerthema, weit gefasst, prinzipiell betrachtet – ist die größte, die Kernfrage unserer Epoche. Ist denn die Vernichtung des Menschen mithilfe des Staates nicht die Kernfrage unserer Zeit, unserer Moral, die in der psychologischen Verfassung jeder Familie Spuren hinterlassen hat? Diese Frage ist viel wichtiger als die Frage des Krieges. Der Krieg spielt hier in gewissem Sinn die Rolle einer psychologischen Tarnung (wir wissen aus der Geschichte, dass der Tyrann sich während des Krieges dem Volk annähert). Hinter der Kriegsstatistik, jeder Art von Statistik, will man das »Lagerthema« verstecken.

Wenn man mich fragt, was ich schreibe, sage ich: Ich schreibe keine Erinnerungen. Es gibt keinerlei Erinnerungen

in den »Erzählungen aus Kolyma«. Ich schreibe auch keine Erzählungen – genauer gesagt, ich bemühe mich, nicht eine Erzählung zu schreiben, sondern etwas, das nicht Literatur wäre.

Keine Prosa des Dokuments, sondern eine Prosa, die durchlitten ist wie ein Dokument.

(1965)

PERSONENVERZEICHNIS

- Achmatowa, Anna (1889–1966) russische Schriftstellerin. 42
- Babel, Isaak (1894–1940) russischer Schriftsteller. 42 67
- Below, Wassili (geb. 1932) russischer Schriftsteller. 11
- Bely, Andrej (1880–1934) russischer Schriftsteller. 43
- Borowski, Tadeusz (1922–1951) polnischer Schriftsteller. 45
- Bunin, Iwan (1870–1953) russischer Schriftsteller. 12
- Dostojewski, Fjodor (1821–1881) russischer Schriftsteller. 23
40 62–65
- Figner, Vera (1852–1942) russische Revolutionärin. 22
- Freud, Sigmund (1856–1939) österreichischer Psychoanalytiker. 49
- Furet, François (1927–1997) französischer Historiker. 39
- Günther, Hans (1899–1938) deutscher Nationalökonom und Ehemann von Trude Richter. 47
- Haase, Horst (geb. 1929) deutscher Literaturwissenschaftler. 48
- Hugo, Victor (1802–1885) französischer Schriftsteller. 61 62
66
- Ilf, Ilja (1897–1937) russischer Schriftsteller. 67
- Inber, Vera (1890–1972) russische Schriftstellerin. 67
- Kawerin, Weniamin (1902–1989) russischer Schriftsteller. 67
- Kertész, Imre (geb. 1929) ungarischer Schriftsteller. 45

- Leonow, Leonid (1899–1994) russischer Schriftsteller. 67
- Lermontow, Michail (1814–1841) russischer Schriftsteller. 11
- Levi, Primo (1919–1987) italienischer Schriftsteller und Chemiker. 45
- Mandelstam, Nadeshda (1899–1980) russische Autorin, Ehefrau von Ossip M. 42 53
- Mandelstam, Ossip (1891–1938) russischer Schriftsteller. 41 42
- Morosow, Nikolai (1854–1946) russischer Revolutionär und Universalgelehrter. 22
- Nekrassow, Nikolai (1821–1878) russischer Schriftsteller. 30
- Pasternak, Boris (1890–1960) russischer Schriftsteller. 15
- Petrow, Jewgeni (1903–1960) russischer Schriftsteller. 67
- Platonow, Andrej (1899–1951) russischer Schriftsteller. 32
- Pogodin, Nikolai (1900–1962) russischer Schriftsteller. 68
- Proust, Marcel (1871–1922) französischer Schriftsteller. 42
- Puschkin, Alexander (1799–1837) russischer Schriftsteller. 30
- Richter, Helmut (geb. 1933) deutscher Schriftsteller. 48 49
- Richter, Trude (eigentlich Erna Barnick, 1899–1989) deutsche Schriftstellerin, Essayistin. 47ff.
- Rilke, Rainer-Maria (1875–1926) österreichischer Schriftsteller. 49
- Rohr, Angela (1890–1985) österreichische Ärztin und Schriftstellerin. 49 50
- Rohr, Wilhelm (1899–1942?) deutscher Historiker. 49
- Rubzow, Nikolai (1936–1971) russischer Schriftsteller. 11
- Selwinski, Ilja (1899–1968) russischer Schriftsteller. 67

- Semprun, Jorge (1923–2011) spanischer Schriftsteller . 45
- Sirotsinskaja, Irina (1932–2011) Geliebte und Vertraute Schalamows. 15
- Solshenizyn, Alexander (geb. 1918) russischer Schriftsteller.
7 21 37–39
- Sutschkow, Fedot (1915–1991) russischer Bildhauer. 16
- Tolstoi, Lew (1828–1910) russischer Schriftsteller. 39 43 65
- Tschechow, Anton (1860–1904) russischer Schriftsteller. 65
66

LITERATURAUSWAHL

Warlam Schalamows Werke in deutscher Übersetzung

Artikel 58. Die Aufzeichnungen des Häftlings Schalanow [vielmehr Schalamow]. Autorisierte Übersetzung aus dem russischen Originalmanuskript. Köln 1967. 195 S.

Geschichten aus Kolyma. Aus dem Russischen von Annelore Nitschke und Anton Manzella. Frankfurt am Main [u. a.] 1983. 349 S. (Ullstein Buch 20378.)

Ankerplatz der Hölle. Erzählungen, Gedichte, Briefe, Fotos. Herausgegeben von Nadja Hess. Erzählungen ausgewählt und übertragen von Barbara Heitkamp. Gedichte, Briefe und Essays übertragen von Kay Borowsky. Berlin 1996. 253 S.

Schocktherapie. Aus dem Russischen von Thomas Reschke. Berlin 1990. 190 S. (Volk und Welt Spektrum 259.)

WERKE IN EINZELBÄNDEN. Berlin: Matthes & Seitz 2007ff.

Bd. 1: Durch den Schnee. Erzählungen aus Kolyma 1. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Franziska Thun-Hohenstein. Berlin 2007. 342 S.

- Bd. 2: Linkes Ufer. Erzählungen aus Kolyma 2. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Herausgegeben von Franziska Thun-Hohenstein. Berlin 2009. 318 S.
- Bd. 3: Künstler der Schaufel. Erzählungen aus Kolyma 3. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Herausgegeben von Franziska Thun-Hohenstein. Mit einem Nachwort von Michail Ryklin. Berlin 2010. 603 S.
- Bd. 4: Die Auferweckung der Lärche. Erzählungen aus Kolyma 4. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Herausgegeben, mit einem Glosar, Anmerkungen sowie mit einem Nachwort versehen von Franziska Thun-Hohenstein. Berlin 2011. 664 S.
- Über Prosa. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Herausgegeben von Franziska Thun-Hohenstein. Mit einem Nachwort von Jörg Drews. Berlin 2009. 144 S.
- (Siehe auch die Website des Verlages: www.warlamshalamow.de.)

Ausgewählte Literatur über Warlam Schalamow

Beitz, Willi: Wiederkehr des ›Lagerthemas‹: Schalamow, Dombrowski. In: Vom ›Tauwetter‹ zur Perestrojka. Russische Literatur zwischen den fünfziger und neunziger Jahren. Herausgegeben von Willi Beitz. Bern [u. a.] 1994. S. 355-359.

Jonscher, Beate: Dokument mit emotionaler Färbung. Varlam Šalamovs Lagerprosa. In: Literatur und Kunst. Festgabe für Gerhard Schaumann zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Ulrich Steltner. Jena 1997. S. 23-32.

Kasack, Wolfgang: Šalamov. In: Lexikon der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts. München 1992. Sp. 1070/1071.

DAS LAGER SCHREIBEN. VARLAM SALAMOV UND DIE AUFARBEITUNG DES GULAG. Herausgegeben von Manfred Sapper, Volker Weichsel, Andrea Hutterer. Berlin 2007. 439 S. (Osteuropa. Berlin 57 (2007) 6) [darin u. a.:]

Hartmann, Anne: ›Ein Fenster in die Vergangenheit‹. Das Lager neu lesen. S. 55-80.

Hedeler, Wladislaw: Widerstand im Gulag. Meuterei, Aufstand, Flucht. S. 253-369.

Jurgenson, Ljuba: Spur, Dokument, Prothese. Varlam Šalamovs *Erzählungen aus Kolyma*. S. 169-182.

- Leupold, Gabriele: Anatomie einer Zurückhaltung. Varlam Šalamov übersetzen. S. 195–202.
- Nerler, Pavel: Kraft für das Leben und den Tod. Varlam Šalamov und die Mandelštams. S. 229–238.
- Panikarov, Ivan: Kolyma. Daten und Fakten. S. 267–283.
- Petzer, Tatjana: Der Olymp der Diebe. Spurensicherung bei Šalamov und Danilo Kiš. S. 205–220.
- Ryklin, Michail: Der »verfluchte Orden«. Šalamov, Solženicyn und die Kriminellen. S. 107–124.
- Schmid, Ulrich: Nicht-Literatur ohne Moral. Warum Varlam Šalamov nicht gelesen wurde. S. 87–105.
- Sinjavskij, Andrej: Materialschnitt. Übersetzung Gabriele Leupold. S. 81–86.
- Städtke, Klaus: Sturz der Idole – Ende des Humanismus? Literaturmodelle der Tauwetterzeit: Solženicyn und Šalamov. S. 137–155.
- Thun-Hohenstein, Franziska: Poetik der Unerbittlichkeit. Varlam Šalamov: Leben und Werk. S. 35–52.
- Sirotinskaja, Irina Pavlovna (Hrsg.): K stoletiju so dnja roždenija Varlama Šalamova. Materialy meždunarodnoj konferencii. Moskau 2007.
- Thun-Hohenstein, Franziska: Überleben im GULAG. Varlam Šalamovs Erzählungen aus der Kolyma. In: Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin 9 (2009) 18. S. 34–36.



ISBN XXXXXXX